

#### IV. Im Lehramt. Elberfeld. Westf. Duisburg.

War für Landfermann der Gedanke, in schon reiferem Alter immer noch auf die Unterstützung des Vaters angewiesen zu sein, bedrückend gewesen, so erhöhte sich dies Gefühl, als im Jahre 1830 beginnende Altersschwäche den Vater nöthigte, sein Amt niederzulegen. Um so willkommener war ihm daher eine Aufforderung aus Elberfeld, welche im Anfang des Sommers 1830 an ihn erging, zur Ableistung des Probejahres dorthin überzustedeln. Ein Freund des Vaters, der Direktor der höheren Bürgerschule, Egen, hatte auf die Vakanz aufmerksam gemacht, und nach einer persönlichen Vorstellung in Elberfeld hatte das Presbyterium der reformirten Gemeinde, dem die Besetzung zustand, einstimmig Landfermann erwählt. Nicht ganz ohne Bedenken folgte er dem Ruf. Zwar eine anfänglich gehegte Befürchtung, sein lutherisches Bekenntnis möge ein Hindernis für seine Anstellung sein, wurde durch Mittheilungen eines hervorragenden Mitgliedes des Presbyteriums bald gehoben. Eine andere Frage beschäftigte den Vater, nämlich die, ob nicht sein Verbleiben in der heimathlichen Provinz vorzuziehen sei; indeß beruhigte ihn ein Brief des Oberkonsistorialraths Katorp in Münster auch in dieser Beziehung: „Die Rückkehr nach Westfalen bleibe ihm unverwehrt und das Prov.-Schulkollegium in Münster werde ihn ohne Zweifel in gutem Andenken halten, da er seine Prüfung in ungewöhnlich glänzender Weise bestanden habe.“

#### Elberfeld.

Die Anfänge seines Lehramts in Elberfeld waren sehr erfreulich; schon am 1. Juli — der Antritt seiner Stellung läßt sich nicht mehr genau ermitteln — wurde ihm von der Schul-

kommission die Eröffnung gemacht, daß man ihn keineswegs nur für die Dauer des Probejahres beschäftigen wolle, sondern beschloßen habe, ihm die erledigte Stelle womöglich noch vor Abschluß desselben definitiv zu übertragen. Dem gegenüber verschlug es wenig, daß die Genehmigung seiner Anstellung durch die Behörde lange auf sich warten ließ. Erst am 26. September erfolgte die Bestätigung durch das Unterrichtsministerium, dessen Direktor Herr von Kampf war (er verwaltete 1824-32 gleichzeitig dieselbe Stellung im Polizeiministerium). Es hieß in der Verfügung, daß diese Anstellung nur mit der größten Vorsicht und unter genauer Beobachtung erfolgen könne. Als Gründe für die Bestätigung wurden weiter seine Neue und Beweise besserer Sinnesart während der Untersuchung angegeben. Man erwarte aber, er werde sich gewissenhaft und sorgfältig angelegen sein lassen, sich der zu Theil gewordenen schonenden Behandlung (!) und insonderheit der allerhöchsten Begnadigung, sowie der im Vertrauen auf seine Versicherungen erfolgten Rehabilitation zum öffentlichen Dienst würdig zu bezeigen und das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Dagegen werde die entfernteste Spur einer Hinneigung zu staatswidrigen Gesinnungen und Grundsätzen und zu Richtungen, welche mit der Verfassung oder mit der Verwaltung nicht vereinbar seien, ganz unfehlbar sofortige Entfernung aus jedem öffentlichen Verhältnisse, ohne daß es deshalb einer förmlichen oder disciplinaren Untersuchung bedürfe, auf das Bestimmteste zur Folge haben. Wie man sieht, ein würdiges Seitenstück zu der bekannten Verfügung vom 25. Mai 1824 über die Kontrolle der Lehrer durch die Verwaltungsbeamten.

Um so erfreulicher gestalteten sich die Berufsverhältnisse in Elberfeld selbst. Der Beginn seiner Lehrthätigkeit fiel in die Periode der durch Johannes Schulze durchgeführten Gymnasialverfassung. Durch die Trennung des Gymnasiums von der Realschule verringerte sich die Schülerzahl in den Klassen, so daß ein per-

fönlisches Verhältnis zwischen Lehrer und Schülern sich bilden konnte, wie denn überhaupt das ganze Geheimnis der gesegneten Lehrthätigkeit Landfermann's auf seinem umfassenden Wissen und seiner kraftvollen Persönlichkeit beruhte. Neben der Verwaltung des Ordinariats von Overtertia ertheilte er damals in den beiden oberen Klassen Unterricht in den griechischen und lateinischen Dichtern, so wie im Deutschen und Englischen. Aus den Mittheilungen eines ihm besonders werthen Schülers dieser ersten Zeit (Schleiden) möge hier Folgendes eine Stelle finden:

„Schon nach kurzer Zeit hatte Landfermann sich die Verehrung und Liebe seiner Schüler in noch weit höherem Maße als die sonst am meisten hervorragenden und beliebten Lehrer erworben. Er verstand es meisterhaft, nicht nur lebhaftes Interesse für seine Disciplinen zu erwecken, sondern auch auf die Entwicklung des sittlichen Gefühls und Charakters zu wirken. Einmal fragte er mich: ‚Wie hältst du es denn mit dem Kirchengehen? gehst du jeden Sonntag zur Kirche?‘ Auf die Antwort: ‚meistens, nicht immer, ich war z. B. am Buß- und Bettag nicht darin‘, fuhr er fort: ‚Es wird dir wohl gehen, wie den meisten deines Alters, wie Faust sagt, als Gretchen ihn über seinen Glauben examinierte: ich ehre sie, doch ohne Verlangen.‘ — Ein anderes Mal fragte er mich, ob ich rauche. Auf meine Antwort, daß ich es bisweilen thue und nicht glaube, daß meine Mutter es wisse, sagte er: ‚damit sprichst du dir selbst das Urtheil. Es giebt Eltern, die aus Kränklichkeit, Verzärtelung und dgl. ihren Kindern nichts gestatten; solche hast du nicht und was du ihnen nicht zu sagen wagst, ist Unrecht.‘ Ein Stammbuchblatt beschrieb er mit den Worten: ‚In dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist. Mit herzlicher Theilnahme von Dietrich Wilhelm Landfermann.‘

„Der Unterricht in der Geschichte und deutschen Pitteratur, den ich später in Sekunda bei ihm hatte, gab dem verehrten Lehrer reiche Veranlassung, seine Schüler, deren Turn- und Fectübungen

er gleichfalls gerne sah, zu wahrer Vaterlandsliebe anzuregen und ihren Bestrebungen eine ideale Richtung zu geben. Sprichwörtlich war es fast geworden: Wenn wir Männer sind, dann soll unsere Hand nicht fehlen am Bau der großen Brücke zum verlorenen Wunderlande, wie Landfermann sagt.

„Seine ausgeprägte männliche Persönlichkeit flößte den Schülern solchen Respekt ein, daß fast ausnahmslos ein unter vier Augen gesprochenes kurzes freundliches Wort von ihm genügte, sie zur Aufmerksamkeit und zum Fleiß anzuspornen. Er schonte deshalb ihr Ehrgefühl so lange wie möglich, ehe er vor versammelter Klasse einen ernstlichen Tadel aussprach. That er es aber, so geschah es in fast vernichtender Weise.

„Von der allgemeinen Verehrung, die er bei seinen Schülern genoß, zeugt auch der Umstand, daß dieselben ihm, als er Frühjahr 1832 als Oberlehrer nach Soest versetzt wurde, ein kleines Ehrengeschenk, einen silbernen Becher — wenn ich mich recht erinnere — überreichten, was während meiner ganzen Gymnasialzeit beim Abgang keines anderen Lehrers geschehen ist.

„Freundschaftliche Beziehungen unterhielt er zu den bedeutendsten und geistig am meisten hervorragenden Persönlichkeiten der Elberfelder Gesellschaft, besonders mit dem vielseitig und namentlich musikalisch begabten Alfred Becher\*), Dr. Bachhausen, Schleiden und Andere. Umgekehrt dachte auch Landfermann noch viele Jahre später des Lehramtes in Elberfeld, der Willigkeit und Empfänglichkeit seiner damaligen Schüler für alles Gute, wie ich aus eigener Erfahrung weiß. Herbst 1833 brachte ich vier Tage in seinem Hause zu. Am ersten Tage, einem Sonnabend, kamen einfache aber schmachtaste Klöße auf den Tisch. Die habe ich mir, sagte Landfermann, ein für allemal als Sonnabendsvorspeise ausgebeten;

\*) Im Oktober 1848 in Wien kriegsrechtlich erschossen.

wir erhielten sie immer an diesem Tage in Magdeburg. Das fromme wehmüthige Gefühl ist dabei freilich die Hauptsache.“

Gleiche Befriedigung spricht sich in Landfermann's Briefen aus dieser Zeit aus, obwohl die eigenthümlichen Verhältnisse Elberfelds ihm nicht durchweg behagten. So schreibt er am 13. August 1830: „Ich wohne bei Gerichtsvollzieher Neubauer an der Herzogsstraße (neben dem Gebäude der westindischen Kompagnie) recht angenehm und gut und bin bis jetzt mit allen meinen Verhältnissen, Geschäften und Umgebungen recht zufrieden.“ Unter dem 30. August berichtet er, daß er seinen Geburtstag (28.) im Kreise sämmtlicher Kollegen gefeiert habe, „wie denn überhaupt mein hiesiger Aufenthalt mir fortwährend sehr gut gefällt und das Meiste sich mir bis jetzt von einer sehr heiteren Seite zeigt.“

Nach Beendigung des Probejahres (10. März 1831) wurde Landfermann von der Schulkommission einstimmig der ref. Gemeinde-Vertretung zur Anstellung als ordentlicher Lehrer in Vorschlag gebracht und von dieser am 15. März gewählt. Als Gehalt wurden ihm 600 Thaler zugesagt. Die Bestätigung seitens der Regierung ließ jedoch auch diesmal ungewöhnlich lange auf sich warten; ob durch die finanzielle Regelung der Sache oder durch andere Erwägungen veranlaßt, läßt sich nicht mehr feststellen. Für Landfermann war in einer Beziehung die Verzögerung recht unliebsam; noch im August war ihm weder sein bisheriges Gehalt noch das Mehrgehalt ausgezahlt worden, so daß ihm einige Mitglieder der Schulkommission daselbe vorstreckten.

Einer so ideell angelegten Natur wie Landfermann, der noch dazu von der Bedeutung seines Berufes voll und ganz durchdrungen war, mußten gewisse Einseitigkeiten und Vorurtheile der Elberfelder Gesellschaft, die wesentlich aus dem Charakter der Handelsstadt entsprangen, um so empfindlicher sein, je mehr er sonst die Vorzüge und das geistige Leben der großen Stadt so wie ihm persönlich bewiesenes Wohlwollen anerkannte. Er ergriff daher eine

sich anbietende Gelegenheit, eine ihm übertragene Rede zum Geburtstag des Königs (3. August 1831), um weitere Kreise über die Bedeutung der Alterthumswissenschaft aufzuklären und zu belehren. In der Verkennung dieser Wissenschaft, die fast so alt ist, wie sie selbst, die sich bis zu heftigen Angriffen steigert und in Napoleon I. gleichsam ihre Verkörperung gefunden hat, sieht Landfermann nur den uralten Streit des Schönen und des Nützlichen. Auf welcher Seite das Recht ist, kann nicht zweifelhaft sein. Das klassische Alterthum bezeichnet eine der reichsten und eigenthümlichsten Perioden in der Entwicklung der Menschheit, und darum eine Vorschule für die Gegenwart. Wenn der Zweck alles Unterrichts die Führung von der Anschauung zu den Begriffen ist, so erfüllen diesen Zweck keine anderen Disciplinen in gleichem Grade als die klassischen Sprachen und die Alterthumswissenschaft. Erstere werden nicht erlernt, um einige Fertigkeit in denselben zu erlangen, vielmehr bieten sie mit ihrer Fülle reich entwickelter und scharf ausgeprägter Formen die beste Handhabe für die Erkenntnis der Sprache an sich, somit zur Lösung des großen Räthsels der Verbindung und Durchdringung von Natur und Geist. Sie bilden dadurch einerseits auch eine werthvolle Grundlage für die wissenschaftliche Erkenntnis der Muttersprache, andererseits den unentbehrlichen Schlüssel zu den Denkmälern des Alterthums, während sie an sich als eine seiner bedeutungsvollsten Lebensäußerungen zu gelten haben. Aber auch auf mehr praktischem Gebiet zeigt sich der unvergleichliche propädeutische Werth der Alterthumsstudien. Sie liefern die Grundlage für unsere ganze allgemeine Bildung. Die Begriffe vom Staat, von den politischen Verhältnissen, den Bedingungen des Völkerlebens gehen bis ins Alterthum zurück; in Kunst und Poesie hat dieses unerreichte Vorbilder geschaffen; Philosophie und Religion der Alten weisen in ihrer höchsten Entwicklung (Plato) auf die Ideen des Christenthums hin. Für Theologie und Jurisprudenz ist die Alterthumswissenschaft ebenso ein unent-

behrliches Hilfsmittel wie für die Mathematik. Eine Anerkennung dieses ihres Werthes hat denn auch nicht gefehlt. Wie vor Zeiten die Bürger von Leyden der Steuerfreiheit die Universität vorzogen, so hat Friedrich Wilhelm III. in der Zeit tiefster Erniedrigung des Staates durch die Stiftung der Universität Berlin der Bedeutung dieser Wissenschaft für alle staatlichen Verhältnisse Ausdruck verliehen.

Die Rede erreichte ihren Zweck, wiewohl es auch nicht an mißverständlicher Auffassung derselben fehlte, namentlich seitens einiger Lehrer der Realschule, welche darin Angriffe auf diese witterten. Landfermann suchte mündlich und schriftlich solchen Auslegungen entgegenzutreten. War er mit Absicht polemisch verfahren, so doch nicht gegen Persönlichkeiten oder bestimmte Einrichtungen der Stadt; viel eher fühlte er sich als Apologeten seiner Wissenschaft und auch seines Standes. Der Zwischenfall blieb ohne weitere Folgen.

Von den in Elberfeld neu gewonnenen Freunden begrüßte ihn Dr. Becher zu seinem Geburtstag mit folgenden Zeilen:

„Was wir mit ganzem Herzen glaubten,  
Was wir empfanden reinen Sinns,  
Wenn's reise Jahre auch uns raubten,  
Wir freu'n uns sein als Hochgewinns.

Wer irrte nie auf seiner Fahrt?  
Wer darf sich rühmen steter Klarheit?  
Zufrieden sei, wer treu bewahrt  
Lebend'gen Sinn für Recht und Wahrheit.“

Landfermann antwortete zu Becher's Geburtstag ebenfalls in Versen:

„Viel Bilder sind verblasset,  
Die farbig uns gegläht;  
Die strenge Welt, sie hasset,  
Was uns so frisch geblüht.

Wir seh'n die Blätter fallen,  
Unmilder Herbst beginnt,  
O wird drum auch verwallen,  
Was die Menschenseele sinnt?

Von einem Vaterlande,  
Gesegnet, stolz und frei,  
Von einem Liebesbunde,  
Inbrünstig, muthig, treu,  
Von guten Kameraden,  
Erkamt in Lust und Leid,  
Und alle mitgeladen  
Zu einem heil'gen Streit.

Das war es, was wir träumten  
In jener lieben Zeit,  
Oft, wenn die Becher schäumten  
Zu wilder Fröhlichkeit.  
Und wenn im Rheine drüben  
Der Sonne Gold ertrauf,  
Und auf die Trümmer hüben  
Der nächt'ge Schleier sank.

Und alles ist vorüber?  
Und vor uns liegt nur Schmerz?  
Und trüber nur und trüber  
Wird Auge, Sinn und Herz?  
Und wer die Welt durchfahren  
Ehrlich in heißem Streit,  
Kann nie sich der bewahren,  
Was einmal ihn gefreut?

Wohl ist der Mai vergangen,  
Der Blüthenlenz ist um!  
Wohl will der Brust erbangen  
Ob ihrem Heiligthum.  
Doch, der die Blüthen brachte,  
Der Stamm, lebt er nicht mehr?  
Und das die Träume dachte,  
Das Herz, ist es jetzt leer?



Drum wird es fürder schlagen  
Für altes werthes Gut;  
Der Stamm wird Früchte tragen  
Erst recht in Sommersgluth,  
Die erste Liebe lassen,  
Das nur, das ist der Tod;  
Nur mit ihr mag erblaffen  
Der Jugend Morgenroth.

Und dir auch wird es kommen,  
Das alles froh erneut,  
Das Wort, das, wer's vernommen,  
Zu neuem Leben weiht.  
Auch uns, auch uns zu laden,  
Ward es der Welt gesandt,  
Drum zu dem Duell der Gnaden  
Frisch Herz und Sinn gewandt."

Im Herbst suchte Landfermann zum ersten Male nach seiner Freilassung Heidelberg wieder auf, und feierte mit seinem verehrten Lehrer Schloffer und der Familie Winter ein herzliches Wiedersehen. Mit Anton Winter unternahm er eine kleine Fußreise und schied mit dem Versprechen, im nächsten Jahre wieder zu kommen. Folgender Brief an Frau Winter (vom 19. Oktober 1831) schildert die empfangenen Eindrücke.

„Es sind erst ein paar Tage verflossen, seit ich wieder hier bin, und nicht viel mehr, seit ich Sie verlassen habe, es drängt mich aber doch schon jetzt, Ihnen zu wiederholen, was ich Ihnen mündlich gesagt, wie freundlich und wohlthätig meine Reise, besonders mein Aufenthalt bei Ihnen auf mich gewirkt hat. Ich habe wirklich ‚einen ganzen Herbst gemacht‘, um in der Kunstsprache zu reden, die ich auf der Rückreise so oft gehört habe. Ich glaube auch nicht zu irren, wenn ich mir eine bleibende Nachwirkung von dem, was dort namentlich in ein paar Gesprächen mit Ihnen in mir angeregt worden, verspreche, und namentlich in einem Punkt,

der Ihnen sehr am Herzen lag, finde ich mich gefördert und ein Wunsch ist klar in mir erwacht, auf dessen Aufleben ich nicht mehr gerechnet hatte. Der bloße Wunsch ist noch nicht Alles, aber doch schon viel, und das Weitere wird sich ja wohl finden. — Der Mensch ist nicht bloß über seine Zukunft nicht Herr, auch zu seiner Vergangenheit in dem richtigen Verhältnis zu stehen, ist gar nicht leicht. Auf der einen Seite ist das Vergessen ein klägliches Ding, vergessen ist verlieren. Gott möge Jeden davor bewahren; wir wollen dem Volke angehörig bleiben, „das fester alle Schmerzen und alle Freuden hält.“ Aber ein wehmüthiges Träumen über die Vergangenheit ist auch nicht viel besser als das Vergessen; bereichert und geläutert aus der jedesmaligen Vergangenheit in die weitere Lebensbahn treten, das wäre die rechte Aufgabe und in deren Erreichung glaube ich wesentlich gefördert zu sein. Übers Jahr hoffe ich Ihnen sagen zu können, daß diese Hoffnung Stich gehalten hat. Nämlich bei dem Vorhaben, nächsten Herbst Anton abzurufen zu einer kleinen Tour, bleibt es so Gott will und wir leben. Ich fand bei meiner Rückkehr von Karlsruhe keine Gelegenheit, mich über meinen dortigen Aufenthalt näher gegen Sie auszusprechen. Das muß ich jetzt um so mehr nachholen, da ich auch darüber nur Gutes zu sagen habe. Ich gestehe, daß ich zu Herrn Winter mit einiger Beklommenheit ging. Ich möchte das mit dem Gefühl eines Mannes vergleichen, der seinen ehemaligen Lehrer sieht, auf dessen strenge Zucht er seit den Knabenjahren achten gelernt hat, dem er aber eine einzelne obschon gut gemeinte Ungerechtigkeit noch immer nachzutragen sich bewußt ist. Ich finde nämlich allerdings noch jetzt, fern von aller Gereiztheit und in der heitersten Stimmung, in dem Briefe, den Herr Winter 1827 an mich schrieb, eben so viel Ungerechtes als Unrichtiges, nämlich nicht in dem Hauptinhalt jenes Briefes, das wäre sehr thöricht, wohl aber in den Urtheilen über mich, wobei ich freilich nicht verkenne, daß ich selbst zu diesem ungerechten Urtheil die Veranlassung gegeben haben mag, während

ich in Heidelberg lebte. Die Zeit litt es jetzt nicht, daß wir uns verständigten, aber unsere kurzen Unterredungen über andere Gegenstände haben vollkommen genügt, mir jene Bekommenheit gegen ihn zu nehmen, und das war es, worauf es ankam. Es fehlt also mit einem Worte nichts an dem, was ich von meiner Reise nach Heidelberg hoffte. Ich erinnere noch an das Versprechen, was Ihr nächster Brief enthalten sollte. Was hat das Christenthum aus uns gemacht? Allerdings heißt es in der Bergpredigt Matth. 7, 16: ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.‘ Für die menschliche Prüfung der Geister ist das der sicherste, wenn nicht der einzige Weg. Aber an welchen Früchten erkennen wir den Schächer am Kreuz, welcher empfing, was seine Thaten werth waren und dem Christus dennoch verhieß, er würde heute ‚mit ihm im Paradiese sein?‘ Es ist die Gesinnung, auf der die Früchte, die Handlungen wurzeln, und die in der Gesinnung durch die Erkenntnis Christi vollbrachte Reinigung und Befeligung. Ist man zu dieser Einsicht gelangt, dann wird man sich auch nicht mehr sträuben, des Apostel Paulus Lehre anzuerkennen, daß es der Glaube ist, der den Menschen gerecht und selig macht, der Glaube, der gute Werke nothwendig und ohne Weiteres hervorbringt, ohne den aber alle guten Werke todt, ja verderblich sind, weil sie selbstgenügsam und hochmüthig von Christus abwenden. Wenn Sie einen eben so guten Herbst gemacht haben, wie ich, so wollen wir übers Jahr, wenn die Gährung vorüber ist, uns gegenseitig von unserem Wein einschenken.“

Eine Frucht der Reise am Oberrhein ist auch das Gedicht:

Auf dem Straßburger Münster.

(In der Nähe paradirten 16,000 Franzosen.)

„Die Fahnen wehn, die Trommeln werben;  
Wie locken sie zu heißem Streit!  
Zu lust'gem Siegen, leichtem Sterben  
Stehet ein ganzes Volk bereit.

Und auf den Fahnen steht geschrieben,  
 Und wiederhallts das Feldgeschrei:  
 Durch unser Ringen, unser Lieben  
 Wird eine Welt erneut und frei.

Und drüben wehen andre Fahnen,  
 Und drüben klingt ein andres Wort:  
 O stehet auf den alten Bahnen,  
 O laßt nicht von dem alten Hort.

Und was ihr zu vernichten eilet,  
 Auch euch hat's mütterlich genährt,  
 Einst hat's die ganze Welt geheilet,  
 Und alles Leid in Heil verkehrt.

Und keine Mitte ist geblieben,  
 Und fürder giebt's nur eine Wahl,  
 Eines zu hassen, eins zu lieben,  
 Und nur der Teufel ist neutral.

Drum wenn die alten Festen beben,  
 Es schwankt der Erde tiefster Grund,  
 Wem jetzt ein sicher Herz gegeben,  
 Der danke Gott mit Herz und Mund."

Noch im Laufe dieses Herbstes erging an Landfermann der Ruf, als Oberlehrer an das Gymnasium seiner Vaterstadt überzusiedeln. Die Berufung war eine ehrenvolle; man theilte ihm mit: „Man wünscht einen Mann an unser Gymnasium zu haben, der außer der erforderlichen Gelehrsamkeit Direktorialeigenschaft besitzt, dabei Ruhe und Weltklugheit. Die Wahl fiel einstimmig auf Sie.“ Da auch das Provinzial-Schulkollegium in Münster ihn für die heimathliche Provinz zurückzugewinnen suchte, so wurden die persönlichen und finanziellen Fragen rasch erledigt, und unter dem 9. Januar 1832 theilte ihm die Behörde mit, daß seine Bestallung vollzogen sei. „Sie wollen jetzt alle Einrichtungen so treffen, daß Sie das neue

Lehramt, von dessen Verwaltung wir uns viel Gutes versprechen, sogleich nach Ostern dieses Jahres antreten können.“

Ostern 1832 schied Landfermann von Elberfeld. Ein Bericht über die Abschiedsfeier vom 19. April sagt: „Ein der Anstalt während seines obwohl kurzen aber fruchtbaren Wirkens an ihr sehr theuer gewordener Lehrer schied. Der das Gymnasium verlassende Lehrer, Herr Landfermann, redete kurz und kräftig über den Beruf eines Lehrers, indem er darlegte, in welchem Sinne er seine Wirksamkeit an der Anstalt aufgefaßt habe. Es waren ernste, beherzigenswerthe Worte, die er in dieser Hinsicht sprach, innige und liebevolle, mit denen er von Schülern und Kollegen, von der Anstalt und der Stadt Abschied nahm. Mit Wärme und Herzlichkeit wandte sich nun der interimistische Direktor des Gymnasiums, Herr Dr. Hantschke, an den scheidenden Freund, im Namen des Lehrerkollegiums ihm seine Gefühle ausprechend und Lebewohl sagend.“

Ein Brief an Frau Winter, der unter Andreem auch auf seine bevorstehende Übersiedelung Bezug nimmt, möge hier folgen (20. November 1831):

„Seit ich bei Ihnen war, sind meine Unterhaltungen mit Ihnen wieder lebhafter und auch häufiger, als eine Zeitlang vorher, und den Inhalt einer solchen im Geiste mit Ihnen gepflogenen Unterhaltung bringe ich heute zu Papier, wenn schon dieser Brief erst als Antwort auf den, den ich von Ihnen hoffe, zur Post sollte.“

„Es ist verdrießlich und lästig, von vorn herein für einen Dummkopf oder schlechten Menschen gehalten zu werden, noch verdrießlicher und lästiger aber ist es nach meinen Erfahrungen, für ein Genie oder für einen Tugendhelden zu gelten und demgemäß Erwartungen zu begegnen, von denen man nur zu gut weiß, daß man sie nicht befriedigen kann. Was das erste, ein Genie zu sein, betrifft, so kann ich das Ihnen gegenüber unberührt lassen, ich glaube da vor Überschätzung Ihrerseits mich völlig sicher,

und dieser Punkt hat überhaupt wohl nichts mit meinem Verhältnis zu Ihnen zu schaffen. Nicht ganz so klar ist die Sache mit dem zweiten Punkt. Deshalb war es mir wirklich recht lieb, daß in den poetischen Selbstbekenntnissen (so muß ich meine Verse der Mehrzahl nach nennen) Einiges war, was Ihnen, wie ich vorausah, nicht gefiel. Ich könnte heute wünschen, es wären noch mehr Ergüsse des Hohns, der Bitterkeit, der Lieblosigkeit einerseits und des gerechten Schmerzes über die eigene Gebrechlichkeit anderseits in den Ihnen mitgetheilten Papieren, als wirklich darin sind. Abgesehen von der Grellheit, in der solche Ergüsse in ihrer poetischen Farbe sich darstellen, glaube ich nicht, daß auch nur eine Zeile in solchen Äußerungen unter jenen Gedichten übertrieben ist, wohl aber nimmt sich in solchen Versen die Selbstanklage immer noch viel schöner aus, als es die nackte Wirklichkeit thun würde. Damit will ich mich nicht eben herabwürdigen unter andere Menschen. Was ich an mir selbst schmerzlich wahrnehme, das finde ich an meinen menschlichen Brüdern auch wieder. Daneben freilich darf ich mir nicht verhehlen, daß manches Verkehrte in mir zu besonders hoher Entwicklung gekommen ist. — Was sollen diese Bekenntnisse aber? Erstens soll eine liebe gütige Mutter in Heidelberg so genau, wie ich es geben kann, wissen, wie sie mit mir daran ist, und dann hoffe ich, Ihnen nicht eben wehe mit solchen Erklärungen zu thun. Ich möchte Goethe's Worte auf mich anwenden:

Frech wohl bin ich geworden, es ist kein Wunder. Ihr Götter  
Wißt es und wißt nicht allein, daß ich auch fromm bin und treu.

„Auch an das Vorhandensein der letzten Richtung in mir dürfen und werden Sie vor wie nach glauben.

„Noch eine andere Betrachtung knüpfe ich hier an. Ich habe nicht selten Ursache gefunden, in scheinbar für mich traurigen, sogar widerwärtigen Begegnissen eine wohlthätige gnädige Führung, wenn auch meist erst lange nachher, anzuerkennen. So z. B. auch

in meiner Gefangenschaft und ihren verdrießlichen Folgen. Ähnliches fange ich an nach einer anderen Seite hin zu glauben. Ein lieber sehnlich gehegter Wunsch war mir vereitelt, und ich habe es lange empfunden. Ohne selbstgemachte erkünstelte Beruhigungsgründe will mir jetzt scheinen, als sei es auch hier wieder so ein gnädiges ‚Rein‘ gewesen, was mir meinen Wunsch versagte. Trotzig, wild, verworren wie ich war, hätte ich ohne harte Läuterung schwerlich in dem schönsten Glück selbst Glück gefunden, noch Anderen gewähren können. Es ist nicht genug ein Gut zu besitzen, man muß ihm auch gewachsen sein. Und wäre ich das gewesen? Ja wäre ich es jetzt? Hierin begehre ich gar nicht Ihre Meinung zu hören, aber ich mußte es auch Ihnen zur Beherzigung und Erwägung mittheilen. Wie ein Mensch körperlich später auswächst als der andere, so erreicht wohl auch der eine später die geistige Großjährigkeit als der andere, und ich gehöre ganz gewiß zu den Vierzig-Jahr-Schwaben. — Ein Wort des lieben Arnim schien mir sehr wahr: ‚Die Täuschungen des Lebens, ja selbst seine Schmerzen, sie haben auch eine heitere Seite, und oft wenn eine Dekoration durch ein ungeschicktes Spiel umgerannt ist, wird man erst recht das Gerüst gewahr, welches alle Dekoration trägt.‘ Angewendet auf jenen vereitelten Wunsch, will mir dieses Wort jetzt weit tiefer und inniger einleuchten als damals.

„Von nächsten Ostern ab werde ich in meiner Vaterstadt leben, indem ich einen Ruf an das dortige Gymnasium angenommen habe. Dabei hat der Gedanke an die Vaterstadt nichts gethan; ein gemüthliches Verhältnis zwischen ihr und mir existirt nicht, oder nur wenn ich sie als Ruine aus der Zeit betrachte, wo auch Soest einst ein stolzes starkes Bürgerleben in sich umfaßte. Die Stadt ist mir in ihrem gegenwärtigen Treiben durchaus fremd und gleichgültig. Auch der Gedanke, daß meine Eltern und eine Schwester dort leben, hat weit weniger dazu mitgewirkt, als Sie erwarten mögen und ich selbst wünschen möchte. Was mich vor-

nehmlich bestimmte, war, daß die innere Seite meines neuen Amtes meinen Neigungen und Studien weit mehr entspricht, und dann besonders auch daß ich in Soest füglich an eine eigene häusliche Einrichtung denken darf, was bei einer der Summe nach größeren Einnahme, doch bei der enormen Theuerung hier äußerst gewagt, ja unthunlich war.

„Einen Beruf habe ich, auf die Treue hoffe ich. Der Beruf ist schwer genug und darum auch schön genug, in diesen Zeiten der politischen, sittlichen, religiösen Konfusion ‚Männer aufzubauen gegen künftige Zeiten‘, wie Milton sagt; zunächst also sich selbst aufzuerbauen zu einem solchen, dann womöglich andere, mäßig und bescheiden, nicht zerrend und zupfend an den jungen Gemüthern, z. B. weder demagogisch noch antidemagogisch, sondern nur die beste Nahrung, die man kennt, darreichend, besonders das Verderbliche fernhaltend, vor Allem bauend auf den einen ewigen Eckstein.“

#### Soest.

Am 30. April 1832 wurde Landjermann als Oberlehrer und Ordinarius der Tertia am Gymnasium in Soest eingeführt. Wie er Bedeutung und Wesen seines Berufes auffaßte, sprach er in seiner Einführungsrede aus.

„Indem ich im Begriffe stehe, ein neues Stadium meiner amtlichen Thätigkeit anzutreten, ziemt es sich wohl, Rechenschaft abzulegen, wie ich bisher in Betrachtung und Erfahrung die Bedeutung und das Wesen meines Berufs erfaßt habe. Zwar ist in der Theorie, dem Vorsatz, in der Art, wie man sich von vorn herein seine Aufgabe stellt, keineswegs der Hauptschlüssel gegeben wie zu irgend einem würdigen und rechten Thun, so auch zu einem förderlichen Wirken als Schulmann; von dem Wissen ist gar weit zum Wollen und Können, und zwischen dem Begreifen und dem Er-



greifen liegt hier wie überall eine große Kluft; vor und über aller Theorie und Methode steht die lebendige Persönlichkeit, und wenn es geschrieben steht, daß Eisen das Eisen weget und nur ein Mann den andern, so wird das auch ganz besonders von dem Verhältnis des Meisters zu den Jüngern, des Lehrers zu der Jugend gelten. In dem Maße wie ein Schulmeister Herr ist über das, was er lehren soll, wie er sittlich rein und frei, wie er bürgerlich stark und treu ist, wie er das hohe Gut eines freudigen gewissen Geistes empfangen hat, vor Allem in wie weit er sagen kann, ich weiß an wen ich glaube, genau in demselben Maße wird sein Wirken unter der Jugend förderlich und gesegnet sein, — oder auch nicht.

„Doch was der Mensch will, das soll er denkend wollen, und was er thut, das soll er mit Bewußtsein thun. Darum versuche ich, was mir über meinen Beruf, über seine Aufgabe und seine Mittel zum Bewußtsein gekommen ist, hier verehrten Vorgesetzten, bewährten Amtsgenossen, den versammelten Schulfreunden in gedrängter Andeutung vorzulegen und so den Maßstab anzudeuten, nach dem ich meine künftige Thätigkeit bemessen zu sehen wünschte, zugleich auch der Belehrung im Ganzen, der Berichtigung im Einzelnen, woher sie mir immer werden möchte, entgegen zu kommen.

„Was der Lehrer will, der eine auf dem Wege zu höherer Bildung begriffene Jugend werden sieht, der ihr Werden leiten, ihr darin helfen soll, das weiß ich nicht besser auszusprechen, als mit den Worten des englischen Dichters: ‚Er will helfen Männer aufzubauen‘. Und gedenken wir dieser Zeiten der wissenschaftlichen, der bürgerlichen, der sittlichen, der religiösen Verwirrung, in deren Mitte wir stehen, so füge ich unbedenklich desselben Dichters Schlusssgedanken an und sage: Die Summe des Berufs eines Lehrers an höheren Schulen in diesen Zeiten lautet mir: ‚Männer aufzubauen gegen künftige Zeiten‘, Männer die das Rechte wollen, die wissen, was sie wollen, die können, was sie wollen. Das ist freilich wohl ein stolzes Wort: hochmüthig verkehrt möchte es aber nur für den

sein, der nicht wußte, von wem das Wollen wie das Vollbringen kommt, der es in und aus sich selber schaffen zu können wähnte. Ich lebe dieses Wahnes nicht, wenigstens dann nicht, wenn ich in klarem Selbstbewußtsein die trotzig Verzagtheit des Menschenherzens, der blinden Gebrechlichkeit des sich selbst überlassenen menschlichen Wissens und Wollens inne werde.

„Ich wende mich zu dem Einzelnen, zu den Mitteln und Wegen, die mir in meinem persönlichen Beruf vorliegen, das ange deutete Ziel zu verfolgen. Es sind zwei Gebiete, auf denen sich die Thätigkeit eines Lehrers bewegt, die Wissenschaft und die Zucht. — Berufen an dieser Anstalt Geschichte und die alten Sprachen lehren zu helfen, darf ich von dem dritten Hauptkreise unserer Lehrgegenstände, der Mathematik, schweigen; nur das soll nicht verschwiegen werden, daß auch der Lehrer der Geschichte und des Alterthums nie vergessen soll, daß er von seinem Plato gelernt hat, *μηδὲ ἀγνώστους εἰσὶτω*: ungeschult durch die Mathematik soll Keiner in das Heiligthum der Erkenntnis eingehen. — Was aber die alten Sprachen, das Alterthum überhaupt betrifft, so müssen wir zuvörderst uns gegen die Meinung erklären, als sei es hier nur um die Erlernung zweier längst ausgestorbenen Sprachen zu thun, in gleicher Weise etwa, wie man in der Regel irgend eine Sprache des neueren Europa lernt. Nicht also. Allerdings ist die Sprache überhaupt, dieses reichste Erzeugnis des Menschengeschlechts, in dem wunderbar geheimnißvollen Zusammenwirken des denkenden Geistes und der Organe des Leibes, ein hochwesentlicher Gegenstand unseres Unterrichts, vor Allem geeignet den Menschen zu geistiger Selbsterkenntnis zu führen, und nirgends liegt uns eine freiere Einsicht vor in diese geheimnißvolle Werkstatt, wo der Menschengeist seine Ideen zugleich schafft und ihnen Gestalt giebt, als in den vor allen andern reichen, frei entwickelten, zu scharfer Ausprägung gelangten Sprachen des klassischen Alterthums. Darum sind sie ein hohes werthes Kleinod in dem Kreise unserer Gymnasialbildung

und werden es immer bleiben, wo man ein theures Erbgut zu wahren weiß gegen einen losen Zeitgeist, der nur das Handgreifliche zu fassen versteht. — Aber unsere Aufgabe ist noch eine weitere. Das Alterthum in seinem Gesamtleben, in seinem Denken und Dichten, in seinem Thun und Schaffen soll in seinen Denkmalen der Anschauung vorgelegt werden: was jene jugendliche Menschheit in ihrer freiesten und originalsten Entwicklung war und leistete, was sie litt und strebte, wie sich ihr Leben in Sitte und Volk und Staat, in Kunst und Wissenschaft und Glauben gestaltete, das soll die zu höherer Bildung berufene Jugend in seinen Blüthenpunkten erkennen.

„Zu welchem Ende aber diese weitläufigen Bemühungen, die mit der Gegenwart scheinbar so gar nicht zusammenhangen? Allerdings ‚wir, wir leben, unser sind die Stunden, und das Lebende hat Recht‘. Aber eben für die Gegenwart hat seit fast 400 Jahren Europa das Studium des Alterthums vornan in dem Kreise seiner Bildungsmittel gestellt, und die Bildungsgeschichte von Europa rechtfertigt die getroffene Wahl. Durch die heiteren Hallen des Alterthums soll der Jüngling in das geschäftige Treiben der Gegenwart eingehen, von jenen Höhen, wohin keine der Irrungen, Parteiungen und Vorurtheile der Gegenwart reicht, soll er freien hellen Überblick über die Gegenwart gewinnen, und dann bereichert und geschult in jenen reichen Anschauungen eingehen zum Schaffen und Streben in der Heimath. Wie weise Väter verordnet haben, daß Keiner das Meisterrecht gewinne, der nicht in harter Wanderschaft aus der Fremde den rechten freien Maßstab für das Leben in der Heimath gewonnen, so soll auch die sich geistig bildende Jugend die geistige Wanderschaft durch das Alterthum machen, um demnächst unbefangen und hellen Auges und Sinnes in und für die Heimath zu leben.

„Was von dem Alterthum gesagt ist, das gelte denn auch von der Geschichte, der ich jenes in seinem Werth als Bildungsmittel

nicht als innerlich verschieden entgegenzusetzen, sondern nur als ihren für unsere Zwecke eminentesten Theil zu bezeichnen weiß. Wie im Alterthum, so in der Geschichte, nur hier innerhalb weiterer Grenzen und darum in allgemeineren Umriffen, soll der Lehrling die Bedingungen und Gesetze des Menschenlebens in Volk und Staat erkennen; was den Einzelnen tüchtig und glücklich, was das gemeine Wesen stark und stolz macht, soll er hier erfahrend inne werden, vor Allem soll er hier aus seiner Vereinzelung heraustreten, er soll sich als Glied seines Volks und der Menschheit fühlen lernen, als gemeinsam soll er erkennen lernen den Schmerz der Menschheit und ihre Sehnsucht, als gemeinsam die Sünde und als gemeinsam die Erlösungsbedürftigkeit. — Denn wenn man auch das Dogma hat antiquiren wollen, so ist darum noch nicht die Sache antiquirt.

„Es bleibt uns von der Zucht zu reden. — Das Leben ist kein Spiel und die wissenschaftliche Erkenntnis eben so wenig, auch die Schule kann und soll kein Ort des Spiels sein, sondern ein Ort strenger Zucht und Arbeit. Leichter auch möchte ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als daß aus Dem, der in der Jugend tändelnd über lachende Blumenwiesen geführt wäre, ein Mann würde. — Leichtfertig mit dem Wort und mit der That ist die Jugend zu allen Zeiten gewesen. Dafür wollen wir nur zwei ganz unverfängliche Zeugen erwähnen, den alten Horaz und den alten Jesus Strach. Welche Periode der Geschichte weist aber eine Jugend auf, die nicht in einer bloßen Verirrung des Verstandes, da entschuldigete eben die Jugend Alles, sondern in arger Verirrung des Gemüthes zu der frevelhaften Arroganz sich vermessen hätte, das alte Vaterland umgestalten zu wollen nach ihren jungen Grillen, und über die ganze Fülle der Geschichten den Stab zu brechen nach einigen wohlfeil erworbenen und noch schlechter verstandenen Lösungswörtern. Zwar ich will die Jugend unserer Zeit nicht zu hart verklagen, daß sie die Schuld der ganzen Zeit getheilt hat, daß

ste warm und offen die Verirrung kund gegeben, der im Herzen ein großer Theil, wenn nicht die große Mehrheit der Zeitgenossen huldigte. An ihr sind fürwahr nur die Symptome der innerlich tief verbreiteten Krankheit eines losen flüchtigen Zeitgeistes zur Erscheinung gekommen. Jener allgemeinen Leichtfertigkeit aber und dieser besonderen Vermessenheit soll die Schule ein würdiges Gegengewicht geben durch Regel und Vorbild. In ihr soll die Jugend durch strenge Gewöhnung erfahrend inne werden, daß Willkür nicht Freiheit ist und Gehorsam nicht Knechtschaft, sondern daß die rechte Freiheit eben nichts Anderes ist als Gehorsam unter das rechte Gesetz, und Knechtschaft eben nur da, wo man der Willkür, sei es der eigenen, sei es fremder, dient.

„Aber alle Zucht, wäre sie auch nie und nirgend lückenhaft und verfehlt, könnte man auch eine Zucht erreichen, die den Zögling in allem seinen Thun und Lassen umfaßte, wollte man endlich eine solche erstreben, ohne die Vernichtung der Eigenthümlichkeit, die daraus hervorgehen müßte, zu fürchten, — sie bliebe doch nur ein äußerliches vereinzelttes Stückwerk; ein neuer Lappen wird hier und da auf ein altes Kleid geheftet, Sünde wird ausgeflückt mit Tugend, Willkür mit Gehorsam. Wehe der Schule, die mit solcher Gewöhnung zu äußerlicher Legalität ihrer Aufgabe genügt zu haben glaubt.

„Wo aber soll denn die Schule den Weg finden, von innen heraus zu helfen an der Reinigung und Erneuerung des Menschen? Freudig bekenne ich es, keinen andern Weg zu wissen, als den, den Gott, als die Zeit gekommen war, gnädig dem Menschengeschlecht eröffnet, damit sein Sehnen aus dem Jammer blöden Meinens und Wähnens zur Wahrheit, aus der Sünde zur Buße, zur Wiedergeburt und zur Heiligung zu gelangen, erfüllt werden möchte, in Christus und seinem Evangelium.“

Die amtlichen Verhältnisse in Soest gestalteten sich aus mancherlei Gründen weniger erfreulich, als Landfermann bei seiner

Berufung gehofft hatte; namentlich stand auch das Schülermaterial erheblich hinter dem Elberfelder zurück. Dagegen dachte er jetzt, trotz der geringen Befoldung seiner Stelle, daran seinen eigenen Hausstand zu begründen. Die Preise waren in Soest zu jener Zeit noch erstaunlich niedrig. So zahlte Landfermann, allerdings unter der Vergünstigung seines Standes, für den östlichen Flügel des ehemaligen Rentelhauses auf dem Walburger Stiftshofe mit einem Gärtchen 25 Thaler Miethen jährlich.

Waren die Beziehungen zum Winter'schen Hause in Heidelberg stets Lichtblicke in Landfermann's Leben gewesen, so war auch der Wunsch, diesem Familientreise als ein festes Glied anzugehören, schon längst in ihm erwacht. Als er daher im Herbst 1832 den versprochenen Besuch in Heidelberg wiederholte, hielt er um die Hand der zweiten Tochter, Luise, an; die ältere, Amalie, hatte sich im J. 1826 mit dem Pfarrer und späteren Dekan in Weinheim, L. Hörner, einem Neffen des Ministers Eichhorn, vermählt. Luise war zu der Zeit, als Landfermann in Heidelberg studirte, erst 14 Jahre alt gewesen und unter den acht Kindern die kleinste. Daher wurde sie stets für jünger gehalten als die nach ihr folgenden Geschwister. Das machte sie scheu und zurückhaltend gegen Fremde, auch Landfermann erinnerte sich nur eines einzigen kurzen Zwiegesprächs, das er mit dem schüchternen wilden Kinde zu jener Zeit gehabt. Jetzt willigte die Mutter mit freudigem Vertrauen ein, der Vater aber hatte ernste Bedenken. In strengem Vorurtheil gegen die unreifen und unvorsichtigen Bestrebungen der Burschenschaft, die dem Ringen vieler älteren Männer nach verfassungsmäßigem Schutz der Rechte des Volkes große Hemmung und Gefahr gebracht hatten, Manchem sogar auch ernste Verfolgung und längere Haft, hegte er Zweifel, ob diese jungen Männer nach den tiefen inneren Wandlungen und der langen schweren Kerkerhaft noch genug frischen Muth und die rechte Thatkraft fürs Leben haben würden. Auch die Tochter hatte

vor ihrem Entschluß einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen. Sie hatte schon lange mit großer Vorliebe jüngere Kinder unterrichtet, dachte sich als das Herrlichste, Lehrerin zu werden und ihren Eltern immer nahe zu bleiben. Daraus bildete sich dann die weitere Folgerung, daß, wie man meist zu jedem Beruf, wozu man rechte Neigung mitbringt, auch Geschick hat, sie sich im Voraus schon für unfähig hielt, eine richtige Hausfrau zu werden, weil sie die Freiheit und den Lehrberuf weit vorzog. Dazu kamen der Wunsch des Vaters, sie bei sich zu behalten, und auch das Gefühl einer inneren Verschiedenheit, erweckt durch die ihr zum Theil so bitter scheinenden Poesien „des Gefangenen“. Es erschien ihr seine Wahl als ein Irrthum des alten so werthen Freundes, dem sie die vorzüglichste Lebensgenossin wünschte, und sie erinnerte ihn warnend daran, daß er sie eigentlich gar nicht kenne. Darauf meinte er, man erkenne Menschen auch wohl wie Brunnen durch einen einzigen klaren Trunk, den man aus ihnen geschöpft, und solchen Brunnen immer nahe zu haben, genüge ihm vollkommen. So wußte er ihr freudigen Muth zu geben und durch sie auch dem Vater, so daß dieser nach kurzer Zeit den Bund segnete, der ihm in dem Schwiegersohn so viele Freude und Ehre brachte. Und die Verlobten wurden in einem in alle Tiefen und Untiefen gehenden Briefwechsel es bald inne, wie sehr sie zusammen gehörten und welchen Segen ihnen Gott in seiner Führung verliehen. Zwei Briefe aus dieser Zeit, von denen der eine über seine innere Entwicklung Rechenschaft giebt, der andere in launiger Weise auf die Soester Gesellschaft Bezug nimmt, mögen hier noch folgen.

„Wenn ich jetzt, so schreibt Landfermann am 19. Oktober 1832, so manchmal mein bisheriges Leben betrachte, jetzt da ich an der Schwelle eines neuen Abschnittes desselben stehe, den ich selbst in bewußtem Verlangen zur Verwirklichung gebracht habe, so finde ich mehr wie je, in welcher einer höchst bedenklichen Einsamkeit ich meine 32 Jahre zugebracht habe. Bis in mein 14. Jahr wußte

ich, dunkle Gestalten aus den zartesten Jahren abgerechnet, mich auf Niemand von Alters- und Bildungsgenossen zu besinnen, dem ich mich liebend und offen hingegeben hätte und Gleiches dafür empfangen; an Spiellkameraden, auch solchen, deren man gerne gedenkt, hat es mir freilich nicht gefehlt. Dann trat Cappel in meinen Weg: aber ich war darum nicht weniger einsam; ja später kam eine Zeit, die jetzt lange überwunden ist, wo Cappel mich hart und barsch von sich stieß. Es konnte kaum anders sein, er hatte die Milde noch nicht, die mit der Reife kommt: ich habe ihm eigentlich nie aus jener Härte einen Vorwurf gemacht. In meinen Jünglingsjahren, besonders auf der Universtitätszeit, ist manche liebenswürdige Jünglingsgestalt an mir vorübergegangen, deren ich mit Freude gedenke; Manche schienen mich sogar eifrig zu suchen, aber was ich Freundschaft, Liebe nennen kann, war mir zu Keinem gegeben, bis ich mit Schierenberg, den ich von der Schule und Göttingen her näher kannte, im Herbst 1823 in Heidelberg wieder zusammentraf und vier kurze, aber schöne Monate eng zusammenlebte, wo bei dem schroffsten Gegensatz unserer wissenschaftlichen, politischen, religiösen Ansichten und Bestrebungen, was nicht selten zu schneidendem bitteren Streite führte, ja gerade aus diesem Gegensatz sich gegenseitig die Überzeugung von einem gemeinsamen Mittelpunkt unseres Lebens, welcher hoch über allen jenen Gegensätzen stehe, bildete, die uns unser Leben lang, so Gott will, begleiten wird. Aber wir haben nur vier Monate zusammengelebt; die Sonne bleibt dieselbe, aber sie wärmt in der Entfernung schwächer: ich für mein Theil wenigstens bedarf der unmittelbaren Nähe, und solche habe ich bisher nicht wieder gefunden. Und doch darf ich wahrlich nicht sagen, daß mein Lebensweg vorher oder nachher dürr, unfruchtbar an freundlichen Gestalten gewesen sei. Und ich kann auch wohl sagen, daß ich so liebebedürftig gewesen sei, wie irgend Einer. Frage ich mich aber, warum ich so einsam gewesen, so muß ich, wenn ich vom Einzelnen und Außerlichen



auf den Mittelpunkt gehe, den Grund allerdings in einem trotzigem Hochmuth finden, den ich von meiner frühesten Knabenzeit an verfolgen kann, seit ich zuerst in eine öffentliche Schule kam und als ein frühreifer, überreizter Knabe so Manche, die zweimal so alt waren wie ich, wenigstens scheinbar übertraf. Ich begehrte Leute, die ich mir geistig ebenbürtig halten konnte, wenn ich mich hingeben sollte, und habe außer Schierenberg Keinen dafür anerkennen mögen; so bin ich einsam ein Mann geworden. — Wenn Du Dir von der Mutter das Heftchen Verse geben lässest, so wirst Du darin zwei Grabchriften finden. Wem sie gelten sollen, beide gleich sehr, ist kein Räthsel; dort ist grell, aber gewiß auch wahr und vielleicht deutlicher dasselbe ausgesprochen wie hier. Ich habe die Sache oben Hochmuth genannt und damit ausgesprochen, was ich davon halte; neben dem verkehrten Sündlichen ist aber auch wohl ein besserer Bestandtheil darin. Der Weg zur Heilung, an den ich glaube, ist das Evangelium.“

Der andere Brief trägt das Datum des 21. Februar 1833. „Dinstag Abend war ich in einem Concert. Da es sehr voll war, hatte ich Gelegenheit, sämtliche Soester Damen durchzumustern und fand, daß es doch weit eher möglich sei, daß Du bei ihnen Deine Rechnung fändest, als ich bei unsern Männern, und zwar nicht bloß, weil Du bescheidener bist wie ich. Ich fand wirklich eine leidliche Zahl junger Frauen und Mädchen heraus, zu denen ich das Vorurtheil hegte, daß Du gerne und freundlich mit ihnen verkehren könntest, während ich — bis jetzt Keinen weiß, mit dem ich hoffen könnte, es zu vollem und eigentlichem Gedankentausch zu bringen. Zwar was den Hochmuth betrifft, kann ich Dir ernstlich versichern, daß ich mich im Vergleich zu Dem, was vor sechs Monaten in dieser Beziehung in mir war, sehr wesentlich gebessert finde.

„Neulich spielte ich Karten mit einer hochbejahrten Chanoinesse, einer ziemlich alten Wittve und deren junger Nichte, die Du vielleicht auch recht freundlich finden wirst. Während ich mit großem

Anstand und Fassung acht Kreuzer verlor, fragte mich die Chantoinesse, welche beiläufig gesagt, aus Worms gebürtig ist, was man (das heißt Du) in Heidelberg für Kartenspiele übe. Mein Schrecken war nicht klein. Hätte ich meine Vermuthung, daß Du gar keins verstehst, frei ausgesprochen, so wäre der Schimpf auf mich zurückgefallen. Ich gab also eine ausweichende Antwort. Sage mir doch, was ich künftig sagen soll. Muß ich Deine Unbrauchbarkeit für die Sociétés gestehen und darauf vorbereiten, oder steht es nicht so schlimm mit Dir, wie ich fürchte?"

Längere Überlegungen und wiederholte Anfragen bei den Steuerbehörden erforderte der Transport der Ausstattung der Braut von Heidelberg nach Soest, welcher durch die damals noch bestehenden Binnenzölle an bestimmte Vorschriften gebunden war. Auch eine andere Angelegenheit beschäftigte Landfermann lebhaft im Frühjahr 1833. Die günstige Aufnahme, welche seine Arbeit über das ciceronianische Zeitalter bei der Prüfungskommission gefunden hatte, hatte in ihm den Gedanken angeregt, sie in erweiterter Gestalt zu veröffentlichen. Als er aber erfuhr, daß Drummann in Königsberg sich mit demselben Thema beschäftigte, gab er diesen Plan auf und begnügte sich, den ersten Theil seiner Abhandlung der philosophischen Fakultät in Jena als Doktorarbeit einzureichen. Diese verlieh ihm dafür am 24. April die philosophische Doktorwürde. Ihm war der neue Titel besonders lieb mit Rücksicht auf die bald einziehende junge Gattin, der auf diese Weise die nach etwas umständlicher Soester Sitte unvermeidliche Anrede „Frau Gymnasial-Oberlehrerin“ erspart wurde.

Am 28. Mai 1833 führte Landfermann seine junge Frau heim. Die Trauung vollzog der Schwager, Pfarrer Hörner, in der Kirche zu Hochsachsen. Dann fuhr man zurück nach Heidelberg, wo die weiteren Hochzeitsfeierlichkeiten stattfanden, bei denen auch die alten Freunde, besonders von der Magdeburger Citadelle,

sich in poetischen Grüßen und Ansprachen hervorthaten. Eine liebevolle Zuschrift sandte die alte Freundin des Winter'schen Hauses, Ernestine Voss, die Wittwe des Dichters.

Über das neue Heim mögen folgende Auszüge aus tagebuchartigen Briefen Landfermann's an die Schwiegereltern in Heidelberg als Bericht dienen:

„Juli 1833. Liebe Eltern! Ihr sollt auch von mir wieder hören, wie heiter und froh wir sind, ganz so wie Ihr es uns nur wünschen könnt; es ist nichts da, was uns die Freude der Gegenwart und die Hoffnung der fröhlichsten Zukunft verkümmern könnte. Namentlich würdet Ihr Euch auch daran vergnügen, wenn Ihr sehen könntet, wie wohlthuend der junge Hausstand auf meine Eltern wirkt; meine Mutter kann mir nicht genug sagen, wie sie sich daran freue; mein Vater verjüngt sich wahrhaft an uns und auch für meine Geschwister darf ich mir viel Gutes nur davon versprechen.“

„Heute haben wir beschlossen, unsere gemeinsame Lektüre so einzurichten, daß sie auch in meine amtlichen Leistungen hineingreift. Da die Geschichtsvorträge die meiste Vorbereitung von mir fordern und die Hausfrau vor schwerfälligen Geschichtsbüchern sich just nicht fürchtet, so wird das ganz gut angehen.“

„Den Dienstag Abend bringen immer einige junge Leute, Schüler, die der Universität nahe sind, bei uns zu; bei einer Tasse Thee wird Allerlei gesprochen und dann wohl ein paar Stunden aus irgend einem alten lateinischen Buch übertragen, wobei die Hausfrau mit ihrer Arbeit gerne zuhört und Acht giebt, ob etwas aus dem lateinischen Kram für sie abfällt. So ist unser Leben wohl ziemlich einförmig, aber doch so, daß Ihr Euch immer mit uns daran freuen würdet.“

„Aber das Altdeutsche findet bei uns eine besonders herzliche Aufnahme, und es wäre schwer zu sagen, wer von uns Beiden mehr darauf verfaßen wäre. So viel ist gewiß, daß die geschichtliche Lektüre etwas beeinträchtigt wird. Schon ist außer den Nibelungen ein großer Theil des Heldenbuches, namentlich Etzel's Hofhaltung, das Rosengartenlied, Etzen Ausfahrt und Alphart's Tod gelesen, worunter am meisten das Letztere gefiel. Ich bringe außer dem, was ich selbst besitze, noch alle möglichen altdeutschen Sachen von der Bibliothek herbei, deren Verwalter ich bin, und als ich neulich dort eine schöne Pergamenthandschrift von Wolfram von Eschenbach entdeckte, war ich einige Tage ganz närrisch. Unter dem Allen leidet weder Gymnasium noch Küche.“

„Zur besonderen Unterhaltung und als bestes Mittel gegen alles Heimweh fand sich ein Schüler für die Hausfrau, die dabei ihre Neigung zu unterrichten vollkommen befriedigen kann. Eine uns entfernt verwandte Pfarrwittwe, die in großer Dürftigkeit eine Stunde von Soest lebt, frug mich um Rath wegen ihres fünfzehnjährigen noch sehr wenig unterrichteten Sohnes, der Hoffnung auf eine gute Stelle in einem großen Wormser Handlungs Hause hätte, wenn er etwas Englisch und Französisch verstünde, um kaufmännische Briefe zu schreiben. Wir boten ihm an, wenn er den Weg nicht scheute, jeden Morgen zwei Stunden zu kommen; er fand eine willige und eifrige Lehrerin, und bei der Einrichtung mit doppelten Hefen geht die Sache aufs beste und wird der sehr fleißige Junge in 6-8 Monaten wohl seine Zwecke erreichen.“

„Nach Beendigung der Voss'schen Briefe wurden noch alle vorhandenen Vossiana herbeige Holt. Voss' Todesstunden von Paulus, Görres über Voss' Todtenfeier, endlich, um ein Gegengewicht über Görres zu haben, die Schrift von Voss: ‚Wie ward Stollberg ein Unfreier?‘ Wir erfreuten uns Beide der auf diese Weise erlangten

Gründlichkeit und Vollständigkeit. Daneben gehen die historischen Abende ihren Gang; auch für philosophisch-religiöse Schriften von Göschel findet sich zuweilen einige Zeit. Von Zeitungen kommen nur die Dorfzeitung und eine sehr dürftige Elberfelder Zeitung zu uns. Dagegen wird in unsern englischen Stunden ein Buch gelesen, von welchem Schloffer sagt, daß es auf die Entwicklung des konstitutionellen Liberalismus mehr Einfluß in höheren Kreisen geübt habe als irgend ein anderes: „die Briefe des Junius“. Der Tagespolitik gehört es freilich nicht an, denn es ist schon sechzig Jahre alt.“

„Gestern gedachte der Hausherr mit allerlei sonderbaren Gedanken, wie er an diesem Tage vor zwölf Jahren in den Jünglingsbund aufgenommen wurde!“

„13. Juli 1833. Wir haben kürzlich mehrere besondere Freudentage gehabt, und während wir so froh und heiter waren, habt Ihr durch T.'s Verhaftung unangenehme Augenblicke erlebt. Ich weiß noch zu wenig von der Sache, als daß ich mir ein Urtheil zutrauen könnte, und kenne nur zu gut die blinde Demagogerie, aber auf keinen Fall ist von T. je Etwas ausgegangen, worüber wir uns bleibend zu betrüben hätten.“

„Die erste Nachricht von T. nahm ich mit der Ruhe eines Mannes auf, welchem dergleichen Ereignisse alltägliche Kleinigkeiten geworden sind. Die Hausfrau wußte sich zwar nicht sogleich auf diesen großartigen Standpunkt zu erheben, fand aber bald in kluger Überlegung, daß es doch für T.'s Ausbildung als Untersuchungsrichter sehr vortheilhaft sein könne, den Eindruck eines Verhörs auf das Gemüth selbst an sich zu erleben. Bald kam man dazu, sich den Eindruck der Sache auf einzelne Hausgenossen auszumalen.“

„Das Sprichwort, über welches neulich von den Brüdern mit einiger Ironie angefragt wurde, ist uns wohl bekannt, obgleich es aus begreiflichen Ursachen hier zu Lande nicht erwähnt wird. Es lautet:

Schlecht Brot, dünn Bier, lange Meilen sunt in Westfalia  
Sinon vis credere, so lauf da.

Über die Entstehung ist nichts Näheres bekannt; wegen der Vermischung des Deutschen und Lateinischen ist aber wahrscheinlich, daß es zu einer Zeit entstand, als Römer hier waren, und diese haben bekanntlich alle Ursache gehabt, über die Unwirthlichkeit und schlechte Gastfreundschaft von Westfalen zu klagen, da dieses sich der Mühe unterzog, die Schulden von ganz Deutschland aus-zuzahlen.“

„Necht froh und vollständig genossen wir den Besuch eines lang bewährten Freundes, Schierenberg, Gymnasiallehrers in Detmold, der neun Tage bei uns war. Die Hausfrau nationalisirt sich zusehends.“

„24. November 1833. Ungern hat das Tagebuch eine Gegenbemerkung über den neulich mitgetheilten Korrespondent-Artikel vermißt, dessen Mittheilung den Zweck hatte, zu zeigen, daß auch hier ein reges Leben ist. Überhaupt verändert sich ja mit dem Standpunkt immer auch der Gesichtskreis, natürlich sieht man also in Soest Manches, was man in Heidelberg nicht sieht, und umgekehrt. Zugegeben muß übrigens auf gewisse Anzüglichkeiten werden, daß man die Neugierde mitunter langsamer und dürftiger in Soest befriedigt als in Heidelberg, die Wißbegierde aber vollkommen so gut in Preußen als in irgend einem andern Lande befriedigen kann.“

„December 1833. Der neue Titel der Hausfrau ‚Vermiße

Mistress', statt des alten brüderlichen 'Miss', wird freundlichst aufgenommen. Wenn das Tagebuch nun noch von der Helldenthat berichtet hat, daß eine ganze Reihe Besuche, deren Versäumnis uns fast in den Verdacht der Menschenfeindschaft gebracht hätte, rasch und kühn abgemacht sind, so verabschiedet es sich für dieses Jahr. Möge der zweite Jahrgang beiderseits wohlgenährt, frisch und munter sein."

„18. Januar 1834. In der ersten Woche des neuen Jahres wurden wir oft durch einen sehr werthen Besuch erfreut. Der Assessor Cappel aus Schwelm holte seine Frau bei ihren hiesigen Eltern wieder ab und kehrte fast täglich für einige Stunden bei uns ein. Seit der Hausherr 1815 Cappel als Mitschüler kennen lernte, hat ein gesegneter Verkehr zwischen ihnen bestanden. 1820 gingen sie zusammen nach Göttingen, wohnten dort ein Jahr auf demselben Zimmer, lebten später noch 1½ Jahr in Heidelberg viel zusammen und erneuten 1829 das alte Verhältnis. Cappel hat fast mehr und wohlthätigeren Einfluß auf ihn geübt als sonst irgend ein Mensch. So waren diese Besuche für ihn hoch erfreulich und die eheliche Gütergemeinschaft machte sich auch hier geltend. Namentlich traf es sich am 6. Januar, als eine amtliche Konferenz den Hausherrn ferne hielt, daß Cappel fast volle vier Stunden mit der Hausfrau verweilte. Die Politik und Polen waren ihr Gespräch, und da Cappel's Politik sich streng auf die Worte Römerbrief Kap. 13, Vers 1 und 2 gründete, so hatte das Gespräch kein ganz friedliches sein können. Die Hausfrau ließ sich aber nicht irre machen, und als sie nicht ganz fertig werden konnte, gab sie Cappel ihren Mickiewicz zu lesen. Dafür hatte sie die Satisfaktion, daß Cappel später erklärte, die Gespräche nöthigten ihn, seine politischen Grundsätze einer neuen Prüfung zu unterwerfen."

„Die poetischen Abende greifen noch immer viel in die historischen ein, und noch lange wird in ihnen das Altdeutsche vorherrschen. Es hat bereits so tief in unser Leben eingegriffen, daß Alles Namen aus den Nibelungen und dem Heldenbuch trägt. So ist die Hausfrau zur Frau Ute geworden, was einen schönen Reim giebt, und der Hausherr heißt dafür Hildebrand. Anlaß gab dazu Hildebrand's Abschied von Frau Ute, als er in den Streit zieht. Die Stelle wird allen jüngeren Familiengliedern, besonders den Junggefallen zum Nachlesen empfohlen, sie steht im Niesen Siegenot Strophe 125-131. Frauendienst von Ulrich von Lichtenstein und Tristan und Isolde ließen wir bald wieder liegen, da es weniger gefiel.“

„Am 8. Februar, als der Hausherr Mittags heimkam, trägt ihm Frau Ute ein Billet folgenden Inhalts entgegen:

Zu einem Austerschmaus im Dubelsack wird Dr. Landfermann eingeladen von Dr. Gauverky.

Der Dubelsack ist Bospwinkels Gasthaus. Er trug Bedenken hinzugehen, Sie aber bestand darauf und Er ließ sich gern bereden und war unschuldig, daß Sie bis 1 Uhr in der Nacht auf ihren Ritter warten mußte.“

Den Beschluß dieser Mittheilungen möge ein flüchtiger Abschiedsgruß der Schwiegermutter von der ersten Station ihrer Rückkehr bilden, als sie von Oktober 1834 bis Februar 1835 bei ihren Soester Kindern verweilt und den ersten Entelsohn hatte begrüßen und pflegen helfen:

„Semer, 17. Februar 1835. Mein lieber Sohn Dietrich! Ich schaue im Geist in Euer freundliches Heim zurück, denke mir wie Ihr drei jetzt wohl zusammen seid und mein liebes Entelkind durch des Vaters Musik aufgefordert so fröhlich lacht. Wie dachte ich dabei immer dankbar an den lieben Gott, und bei der Erinnerung erheben sich meine Wünsche für Euch zu ihm. Mit



Dank und Segen habe ich Euer Haus verlassen, nicht allein gegen den Geber alles Guten, sondern auch gegen Euch, durch deren Glück, Liebe und Vertrauen mir so schöne Freuden wurden, — aber auch mit tiefem Schmerz bin ich geschieden, und kaum wollten mich meine Füße von dem friedlichen stillen Aufenthalt wegtragen. Aber der Kummer wäre ein schlechter Dank für so viel Gutes, wenn ich ihn festhalten wollte, nein, es soll mir mein Leben bei Euch ein heiteres Bild werden, bei dessen Anschauen mir immer das Herz aufgehen wird."

Reich an Arbeit aller Art war sonach die Soester Zeit. Landfermann's Bestreben war, wie er selbst einmal sagt, in seinen Disciplinen nicht nur zu voller Sicherheit zu kommen, sondern gleichsam darin sich wie zu Hause zu fühlen. Neben der Arbeit aber, welche er den Unterrichtsfächern Homer, Aeschylus, Cicero, Tacitus und Horaz zuwandte, beschäftigte ihn auch der Gedanke, eine Geschichte der Stadt Soest zu schreiben, doch ist es über eine reiche Materialiensammlung nicht hinaus gekommen. Endlich erheischte auch die zunehmende Schwäche der Eltern, daß er sich der Verwaltung des väterlichen Vermögens unterzog, die ihm wiederholt Mühe verursachte.

Eine vorübergehende Möglichkeit, die Stellung in Soest mit einer besseren in Wesel zu vertauschen, hatte sich schon im Herbst 1832 geboten, indeß waren darüber nur vorläufige Eröffnungen erfolgt. Im Frühjahr 1833 vermuthlich (der Brief ist ohne Datum) machte Schlosser Landfermann darauf aufmerksam, daß sein Freund Eilers, der Direktor des Kreuznacher Gymnasiums, als Provinzialschulrath nach Koblenz versetzt sei; Landfermann möge sich ihm vorstellen, auch Schlosser selbst wolle mit Eilers feinetwegen sprechen.

Schon im Herbst 1833 konnte ihm Eilers eine Aussicht auf die erste Oberlehrerstelle in Wesel eröffnen; da aber Landfermann

den Wunsch geäußert hatte, nicht zu fern von Heidelberg zu bleiben, so ließ man den Plan fallen. Auch die Absicht Eilers', Landfermann die Leitung des Elberfelder Gymnasiums zu übertragen, kam wegen der über den Staatszuschuß mit der Regierung geführten Verhandlungen nicht zur Ausführung. Dagegen konnte ihm Eilers im Mai 1835 mittheilen, daß er ihn für die zum Herbst d. J. frei werdende Stelle eines Direktors des Gymnasiums und der Realschule in Duisburg bei dem Ministerium vorschlagen werde, mit welcher damals ein Gehalt von 800 Thalern nebst freier Wohnung verbunden war. Unter dem 27. Juli wurde er benachrichtigt, daß das Ministerium ihm das Direktorat übertragen wolle, sofern er seine Befähigung zu dieser in dem vorschriftsmäßigen Kolloquium darthue. Die Prüfungskommission in Münster, welche ersucht war, die Prüfung zu übernehmen, stattete über diese einen sehr günstigen Bericht ab und erklärte zugleich, daß ihm die Leitung eines Gymnasiums mit der Aussicht auf einen glücklichen Erfolg ohne Bedenken übertragen werden könne.

Landfermann nahm von seiner Soester Wirksamkeit am 24. September 1835 mit folgender Ansprache Abschied:

„Unter den Abiturienten des heutigen Tages habe denn auch ich ein Abschiedswort zu sagen. Ich bin ja auch ein Abiturient, ich werde ja auch von der Anstalt scheiden, der ich viertelhalb Jahre angehört habe, die auch für mich in vielen der wichtigsten Beziehungen eine Bildungsstufe, eine Schule gewesen ist, — von der Stadt, die mich groß gezogen hat, der der bedeutendste Theil der Leistungen meines männlichen Alters angehört. Und wenn für alle unsere Abiturienten ein nachdenklicher Moment gekommen ist, so liegt es mir nicht minder nahe, scheidend einen Rückblick auf die abgelaufene Zeit zu werfen.

„Die Leistungen eines Schulmanns bewegen sich in stillen und unscheinbaren Kreisen; seine Freude und seine Ehre hat er nicht auf dem Markt des Lebens zu suchen; die Anerkennung der

Welt wird hier eben so oft, wenn nicht öfter, hohler Charlatanerie als ruhiger Pflichttreue; dieses Forum ist nicht das des Schulmanns. Aber wenn er sich nicht regieren läßt von dem Winde wechselnder Tagesmeinungen, wenn er nicht arbeitet um der Anerkennung der Welt willen, so wird er doch dankbar sich freuen, wenn sie ungesucht ihm zu Theil wird. Mir ist während meiner hiesigen amtlichen Wirksamkeit so viel freundliche Theilnahme, so unverkürztes Wohlwollen wie in allen bürgerlichen, allgemeinen Verhältnissen, so auch besonders in meinem Schulleben geworden, solch' ehrendes Vertrauen ist meinen Leistungen entgegengekommen, so aufmunternde Anerkennung hat sie begleitet, daß ich nur mit freudigem Herzen meinen Dank auszusprechen habe für all dieses Gute, das mir so reichlich widerfahren ist; meinen Dank meinen bisherigen Mitbürgern, Allen die an dem Ergehen dieser Anstalt günstigen Antheil nahmen, und vornehmlich dem verehrten Kuratorium, in dessen Theilnahme an meinen Leistungen ich so manches Mal Freude und Aufmunterung gefunden habe.

„Und Sie, meine werthen und lieben Amtsgenossen: als ich Sie vor viertelhalb Jahren zum ersten Mal an dieser Stelle begrüßte, da sprach ich meine Hoffnung auf Ihr Wohlwollen, auf Ihr Vertrauen aus, — und ich habe nicht vergeblich gehofft. Wo eine Zahl gutgesinnter und verständiger Männer gemeinsam ein Ziel zu verfolgen hat, das nur in organischer Vereinheit mit Gedeihen erstrebt werden kann, so bildet das gemeinsame Streben nothwendig ein Band höherer und innigerer Art, als sonst ein bloß äußerliches Nebeneinanderstehen. Und ein solches Band hat auch hier sich erfreulich gebildet. Manche Mühen und Freuden unseres Amtes haben wir getheilt, auch Sorge und Argerniß haben wir mehr als einmal einmüthig bestanden, und viel fruchtbare Anregungen werde ich dankbar in mein künftiges Leben aus meinem Zusammenwirken mit Ihnen, verehrter Herr Direktor und meinen übrigen werthen Amtsgenossen, mit herübernehmen. Aber nicht

nur dieses schöne Band amtlichen Zusammenwirkens hat uns bisher verbunden, auch der schönsten allgemein menschlichen Verhältnisse von Achtung, Vertrauen und Liebe habe ich in dieser Abschiedsstunde dankbar zu gedenken, und ich darf die frohe Zuversicht aussprechen, daß diesen Allen Etwas tief zu Grunde liege, was die Trennung nachhaltig überdauern wird.

„Euch aber, Ihr Schüler dieser Anstalt, Euch vornehmlich gelte dieses Abschiedswort: um Euretwillen war ich ja hier, und vor Allem nach dem, was ich Euch gewesen, ist mein Wirken zu würdigen und zu messen. Es ist der Jugend eigen, sich frei und rasch gehen zu lassen in Neigung und Urtheil; es ist ihr schönes Bedürfnis, sich hinzugeben in Liebe, Dank und Achtung, zumal an den Lehrer, der ihr in so vielen und so zarten Beziehungen nahe ist: nur große Herzenshärte oder große Unfähigkeit kann dieses jugendliche Entgegenkommen von sich stoßen oder verschmerzen. Gern überlasse ich mich dem Glauben, daß ich unter Euch Liebe und Dank und Achtung gefunden habe, daß Manche unter Euch mich ungern ziehen sehen, daß Eure Wünsche mich begleiten werden. Doch Euer Urtheil wie Eure Neigung ist nicht nur warm und leicht und rasch, es ist auch veränderlich, flüchtig, unklar, und der Maßstab, den Ihr jetzt an mich legt, ist so wenig ein zuverlässiger und genügender, wie er ein bleibender sein wird. Aber es wird die Zeit kommen, wo Manche unter Euch zu Männern gereift sein werden, wo Euer Urtheil wie Eure Neigung auf festeren Füßen stehen und sich der Wirklichkeit der Dinge mehr nähern wird als jetzt. Wird mir dann ein freundliches Andenken bei Einigen von Euch geblieben sein? Wenn Einer und der Andere von Euch als Mann die Erinnerung sich bewahren kann, daß ich mitgeholfen habe, seinen Geist zu wecken und zu stärken, wenn Einer und der Andere sich bewußt wäre, daß auch ich ihn gefördert in der Kenntnis unseres theuern Griechenlands und des gesammten Alterthums, in der Erkenntnis der Geschichte der Menschheit und ihres hangen

vieltausendjährigen Ringens nach einem dauerhaften und gesegneten Zustande geselliger Freiheit, nach freier und voller Entfaltung aller ihrer Kräfte in Staat und Kunst und Wissenschaft, wenn er sich erinnern könnte, daß auch ich ihn eingeführt in die Bekanntschaft und Liebe zu der alten Mutter, die uns alle am Herzen getragen hat, zu unserm deutschen Vaterlande, — dann würde ich eher glauben dürfen, nicht vergeblich unter Euch gelebt zu haben.

„Für Eins aber vor Allem wünschte ich auf solche dereinstige Erinnerung hoffen zu dürfen. Wir haben unsern menschlichen Brüdern nichts Besseres, ja eigentlich gar nichts Anderes zu geben als uns selbst: das Höchste aber, was ein Mensch dem andern sein kann, ist ihm das zu sein, je nach dem Maß seiner Gaben, was einst Johannes der Täufer war, ein Vorläufer, Einer der den Weg bereitet für Den, der gern in alle Herzen einziehen will, um sie zu reinigen und zu erneuen. Möchte ich auch in dieser Beziehung Einigen unter Euch etwas gewesen sein. Möchte dem Einen und dem Andern von Euch dereinst seine Erinnerung sagen, daß auch ich ein Werkzeug gewesen sei, ihm zu verhelfen zu der rechten Erkenntnis der rechten Noth, und daß er dennoch nicht zu erschrecken und zu verzagen brauche, wenn er sich zu dem Einen wendet, der der Welt Sünde trägt und des Lebens Mangel ausfüllt mit dem, was ewig steht.

„Von Eurer jetzigen Gesinnung zu mir habe ich mich auf Euer künftiges Mannesurtheil berufen. Euch aber gebe ich schon jetzt frei und gern das Zeugnis, daß ich Vielen unter Euch zu danken habe für die Freude, die ich mit ihnen gehabt, für die Anregung und Ermunterung, die ich in ihrem regen Fleiß gefunden habe.

„Und nun spreche ich noch meine warmen Wünsche für diese Anstalt aus. Mögen ihre Zöglinge immer mehr in ihrer Pflicht ihre Lust und in der Erkenntnis ihre Freude finden; mögen sie immer mehr die Wissenschaft suchen, nicht weil sie sollen, sondern weil das Licht schön ist und des Menschen würdig und die Finster-

nis häßlich und unwürdig; mögen sie immer mehr ihre Erholung in frischer jugendlicher Fröhlichkeit, immer seltener in dumpfer plumper Noth finden. — Mögen die Lehrer dieser Anstalt immer einen Verein darstellen zu einträchtigem, eifrigem und gedeihlichem Wirken; mag in dieser Stadt nie die hohe und würdige Gesinnung ohne kräftige Vertreter sein, die vor dreihundert Jahren diese Anstalt ins Leben rief, — mögen diese Schüler immer mehr in allen ihren Umgebungen ein Vorbild edler, würdiger und frommer Sitte finden.“

#### Duisburg.

Anfang Oktober 1835 siedelte Landfermann mit seiner Familie nach Duisburg über. Am 21. desselben Monats wurde er durch Eilers in sein neues Amt eingeführt. Aus seiner Antrittsrede theilen wir Folgendes mit:

„Indem ich zum ersten Mal in Verhältnissen auftrete, die mir ebenso neu sind, wie ich es ihnen bin, möchte ich vor Allem es vermeiden, Erwartungen durch meine Worte zu erregen, deren Erfüllung, auch wenn sie mäßig und billig sind, wie es menschliche Erwartungen nicht immer sind, lediglich in Gottes Hand steht. Nicht von Leistungen, zu denen man sich zuversichtlich anheischig macht, von Resultaten, deren Gewinnung mit Sicherheit sich voraussagen ließe, darf im jetzigen Augenblick die Rede sein. Erst wenn es mir über Jahr und Tag vergönnt sein wird, vor den verehrten Vorgesetzten und Freunden dieser Anstalt wieder an dieser Stelle zu stehen, wird es an der Zeit sein, von vorliegenden Leistungen, von Resultaten, zu deren Gewinnung vielleicht ein Anfang gemacht wäre, zu reden. Die Rechenschaft muß dem Haushalt nachfolgen, nicht ihm vorausgehen.“

„In diesem Augenblick darf ich nur davon reden, wie sich mein Beruf in meiner bisherigen Erfahrung und Erkenntnis mir dar-

gestellt hat, was ich in demselben für mein Mannestheil zu leisten und zu erreichen wünsche.

„Die Stellung eines Schulmanns, zu keiner Zeit mit behaglicher Ruhe vereinbar, ist in unseren Tagen eine besonders schwierige geworden für den, der nicht gedankenlos in vorgeschriebenen Bahnen sich bewegen kann, sondern einerseits dem von oben her gegebenen Impuls denkend und begreifend nachstreben, andererseits als Einzelner für sein bescheiden Theil von unten herauf mitwirken möchte zu heilbringender würdiger Gestaltung des Schulwesens.

„Und nicht in äußerlichen materiellen Verhältnissen ist diese Schwierigkeit zu suchen, sie ist vorzugsweise, ja fast ausschließlich geistiger Natur. Wer könnte verkennen, daß in unserm deutschen Vaterlande fast überall nach dem edlen Vorbilde unseres Staates die Überzeugung durchgedrungen und zur Verwirklichung gediehen ist, daß einer der ersten Hebel eines tüchtigen Schulwesens, und zugleich derjenige, den die Staatsgewalt am leichtesten und sichersten handhaben kann, eine befriedigende äußerliche Stellung der Schule, eine Entfernung von Sorge und Hemmung durch Verkümmern des leiblichen Daseins ist, — wer könnte auch verkennen, daß der gesunde Theil der Nation diesem Streben der Staatsgewalt überall auf die ehrenwertheste Weise entgegenkommt. Und wenn dennoch noch allerwärts viel, sehr viel zu wünschen übrig bleibt in dieser Beziehung, wenn es das Los des Menschengeschlechts zu sein scheint, daß immer und überall die Befriedigung der materiellen Anforderungen des Lebens in Krieg und Frieden dringlicher erscheint und eher ihre Erledigung findet als das Bedürfnis der stillen und unscheinbaren Schule, überhaupt des geistigen Lebens, so muß der Schulmann, den ein innerer Beruf in sein Amt geführt hat, wenn irgend Einer, es wissen, daß er seine Ehre und seine Freude in einer reicheren Quelle zu suchen hat, als in dem Lohn, wie ihn die Welt giebt.

„Nicht äußerliche Verhältnisse also sind es, die wir im Auge

haben, wenn wir von den besonderen Schwierigkeiten reden, die dem Schulmann in gegenwärtiger Zeit entgegen treten. Die gährende Bewegung der Geister, die, lange still und verborgen wirkend, nur an einzelnen Punkten hervorzuoke, nun aber seit einem halben Jahrhundert ganz Europa offen in seinem innersten Leben aufregt, wie ein zündendes und zerstörendes, aber auch durch Gottes Gnadenführung lustreinigendes und erneuendes Gewitter, sie hat die Kirche wie den Staat, die Wissenschaft wie die Industrie unwiderstehlich ergriffen; wie hätte sich die Schule erwehren können, in ihre Kreise hineingezogen zu werden: auch sie hat die Einwirkungen der Zeit im reichsten Maße erfahren müssen. Jahrhunderte lang hatte sich das höhere Schulwesen in gewohnten und vertrauten Bahnen bewegt und besonders in unserem Vaterlande sich auf derselben Grundlage behauptet, die einst Melanchthon legte. Nur im Einzelnen, zumal in der Methode, waren wechselnde Modifikationen eingetreten, das Fundament hatte den ab- und zufluthenden Tagesmeinungen getrotzt, das Studium der Grammatik und des Alterthums, der Mathematik und der Geschichte hatte sich mit immer verjüngter Kraft in dem Rang der edelsten Bildungsmittel behauptet, den ihnen Melanchthon's Wort gesichert hatte, und die Schulzucht, obschon oft in den Jammer einer äußerlichen peinlichen Legalität sich verirrend und manchmal auch schon dem Pseudo-Evangelium von freier Entwicklung des natürlichen Menschen huldigend, hatte sich doch immer wieder zu dem Grundsatz zurückgefunden, daß eine freundliche aber scharfe gesetzliche Zucht vorbereiten müsse zu der innerlichen Reinigung und Erneuerung der Herzen.

„Aber gegenwärtig steht es anders mit der Schule: die Zeit beharrender Sicherheit ist für sie abgelaufen, eine Aufregung ist in sie eingedrungen, nur der vergleichbar die sich zeigte, als in dem Kampf der obscurorum virorum mit den Humanisten vor Jahrhunderten eine abgestorbene Bildung, deren Zeit erfüllt war,



ihr Scheindasein gegen eine lebendige neue Bildung, gegen das werdende und sein unabweisliches Recht verfocht.

„Zunächst nun haben sich die Früchte dieser Aufregung in der Revolution der Begriffe über die zweckmäßigsten Lehrobjekte gezeigt. An die Spitze aller Bildungsmittel hatte das neuere Europa das Studium des Alterthums, des griechischen und römischen Alterthums gestellt, und hielt diese seine Wahl durch eine vielhundertjährige Erfahrung gerechtfertigt und über allen Einspruch erhaben. — Dem ist nicht mehr so. — Nicht nur der Vorrang, als das eminenteste Bildungsmittel zu gelten, ist diesen Studien von tausend und abertausend Stimmen streitig gemacht, es ist sogar laut und erfolgreich in Zweifel gezogen worden, ob sie überhaupt unter den allgemeinen Bildungsmitteln des modernen Europas noch eine Stelle einnehmen könnten. Und während diese Frage allein mehr als genügen konnte, die Schule in sich selber irre und haltungslos zu machen, so hat die Erweiterung und gesteigerte Entwicklung des europäischen Lebens einen ganzen Cyklus neuer, bis dahin nur als zur speciellsten Berufsbildung gehörig betrachteter Bildungsmittel der Schule zugeführt, mit dem dringenden Anstunnen, dieselben bei sich aufzunehmen, ja ihnen die Hauptstelle einzuräumen. Und in gleicher Weise, zum Theil durch Rückwirkung dieser ersten Veränderung der Ansichten, befanden sich die Begriffe über die übrigen herkömmlichen Objekte des höheren Schulunterrichts, über ihren Zweck, ihren Umfang, ihre Methode in einem Zustand des allerbedenklichsten Schwankens. Fragen wir aber, wie es sich mit den herrschenden Ansichten, den leitenden Grundsätzen für den anderen Theil des Schullebens, für die Schulzucht, in unserer Zeit verhält, so finden wir hier keine größere Sicherheit, keine erfreulichere Klarheit und Eintracht der Begriffe. Zwar scheint sich die Theorie immer mehr dahin zu concentriren, daß eine freundliche aber ernste Zucht die größte Wohlthat ist, die man der Jugend erweisen kann. Aber zwischen der Theorie und der Ausübung liegt nur zu oft eine

große Kluft, und wenn die großen Kardinalfragen über die Grundnatur des Menschen, wie über das wahrhaftige Verhältnis der Gesinnung, des Glaubens, als der Wurzel alles geistigen Lebens, zu den gelegentlichen Früchten, den Werken, über das Verhältnis zwischen innerer Heiligung und äußerer Legalität, wenn diese Fragen zwar wieder aus gleichgültiger Vergessenheit hervorgerufen sind, aber noch zur Zeit in den schneidendsten Gegensätzen beantwortet werden, wie ließe sich dann Einheit und Klarheit der Begriffe über die Schulzucht erwarten, deren oberste Grundsätze mit der Beantwortung jener Fragen stehen und fallen?

„Eins dürfen wir endlich nicht übergehen in diesen Andeutungen der besonderen Schwierigkeiten des Schulamts in dieser Zeit. Es ist hoch erfreulich, wenn die Schule von dem Antheil der Eltern, der Gemeinde, der Nation in ihren Leistungen begleitet, gefördert, emporgetragen wird. Was wäre auch unerfreulicher, lähmender, als da stumpfer Gleichgültigkeit zu begegnen, wo man auf eifriges Entgegenkommen als unerläßliche Bedingung des Gedeihens rechnen muß? Aber wenn dieser Antheil die Sphäre überschreitet, innerhalb welcher er berechtigt ist, wenn er zu einem Mit- und Absprechen ohne Einsicht und Gründe, zu einem Aufstellen verworrener und sich kreuzender Ansprüche an die Schule wird, dann kann er zwar den Schulmann, welcher weiß, was er will, nicht irre machen, aber er muß ihn stören, hemmen, die beginnende Einsicht aber wird er verwirren. — Mitzureden über das, was man nicht versteht, ist nun zwar ganz und gar nicht die Unart einzelner Zeiten und Individuen, es ist eine allgemein menschliche Unart, aber in Zeiten aufgeregter Bewegung, als welche wir unsere Zeit haben bezeichnen müssen, tritt diese Unart natürlich ganz besonders hervor. Das erfährt das Staatsleben, die Kirche täglich vor unsern Augen, die Schule aber ist diesem Übelstande begreiflich am meisten ausgesetzt, da jedes Haus in seinen Kindern Tag für

Tag in Beziehung zu ihr tritt und darin leicht eine Berechtigung zu jedem Urtheil zu haben vermeint.

„Wenn wir nun die hier nur angedeuteten Erschwerungen unserer Aufgabe vollständig übersehen und mit den bleibenden nicht in besonderen Zeitverhältnissen liegenden Schwierigkeiten unseres Berufs zu einer Gesamttanschauung ausgestalten, so darf uns wohl bedenklich zu Muth sein über den Umfang unserer Verpflichtungen, über die Größe unserer Verantwortlichkeit: Aber wir wollen uns auch nicht verschweigen, was uns ermutigen, was uns zu einem freudigen Vorwärts erheben kann.

„Erstlich: wir haben in einer Stadt zu wirken, die seit Jahrhunderten nicht nur einen industriellen Rang mit hohen Ehren behauptet, sondern auch die edelste Blüthe würdigen Bürgerthums, freie allgemeine Bildung, Wissenschaft und geistiges Leben zu pflegen nie versäumt hat. Edler Bürgerstimm hat vor Jahrhunderten diese Anstalt gegründet und hat sie erhalten und fortgebildet. Andere Berechtigungen alter municipaler Selbständigkeit haben hier wie andernwärts schwinden müssen vor der großen Umgestaltung aller socialen Verhältnisse. — Der Ehre, diese freie Stätte freier allgemeiner Bildung durch würdige Vertreter aus ihrer eigenen Mitte zu pflegen und mitzuwirken zu ihrer zeitgemäßen Weiterbildung, dieser Ehre hat unsere Stadt sich würdig gezeigt, und darum sie sich erhalten gesehen. Wir haben in einer Stadt zu wirken, die in der nicht erloschenen Erinnerung, welches Kleinod wissenschaftlicher Thätigkeit sie 150 Jahre lang als das erste Geschenk des hohenzollern'schen Herrscherstammes in ihren Mauern bewahrt hat, eine bleibende Mahnung findet, dem Institute von verwandter Bestimmung, welches ihr geblieben ist, die rechte Liebe, den fruchtbaren Antheil zu widmen.

„Wir haben ferner zu wirken in einem Verein frischer, unabhängiger Lehrkräfte voll Wirkens und Strebens; wir haben hinter uns eine Reihe würdiger vielverehrter Vorgänger, denen nachzu-

eifern ein edler Sporn ist; wir haben eine Anstalt vor uns, die einen gesegneten Anfang gemacht hat, den bedenklichen Kampf realistisch und humanistischer Bildung in harmonischer Einheit zu vermitteln.

„Wir werden endlich unter den Augen einer Landesbehörde wirken, vor der zu arbeiten Dem, der Liebe und Einsicht zu redlichem Streben mitbringt, eine Freude ist, die vertraut ist aus eigenster Erfahrung mit den Bedingungen und den möglichen Resultaten unserer Leistungen; wir gehören einem Staate an, der seinen Wahlspruch ‚Jedem das Seine‘ so segensreich und ruhmvoll auch in seinem Verhalten gegen die Schule zu bewahren strebt, dem seine ganze Geschichte und Gegenwart zum lebendigsten Bewußtsein bringt, daß freie allgemeine Bildung seine Grundlage, seine letzte Bedingung ist: wir gehören dem preussischen Staate an.

„Und wenn uns diese Rücksichten vereint zu hoffnungsvollem Vorwärtsschreiten berechtigen, so hat jedes echte Streben, und auch das unsrige, so weit es echt ist, noch einen anderen Anhalt, einen Grund, der nicht von dieser Welt ist: ‚Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.‘ Auch uns gilt diese Verheißung, auch wir können uns fortan in diesem Namen hier versammeln, auch uns wird unter dieser Bedingung der Beistand dessen nicht fehlen, der ‚wo kein Mensch nicht helfen kann, sich selbst zum Helfer stellt.‘“

Nachdem sodann in ähnlicher Weise wie in der Soester Antrittsrede der Werth und die Bedeutung der einzelnen Unterrichtsfächer erläutert worden, heißt es weiter:

„Es ist bisher vorzugsweise von dem Kreise der Gymnasialbildung die Rede gewesen. Aber auch die Anstalt, die durch so viele und so ehrenwerthe Bemühungen hoffnungsvoll ins Leben gerufen ist, um in harmonischer Einheit mit dem Gymnasium zu bestehen, sie soll, so hoffen wir, auch fortan eine treue Pflege finden, nicht aus fügamer Nachgiebigkeit,

sondern aus aufrichtiger Anerkennung eines unabweislichen Bedürfnisses. Die Jugend, welcher Lebensverhältnisse und Neigung jene Reise in das Alterthum, überhaupt den Kreis der Gymnasialbildung verschließen, der sei auch fortan an dieser Stätte durch ernstes Zusammenwirken aller Lehrkräfte volle Gelegenheit geboten, sich aus der Gegenwart zu orientiren für die Gegenwart, durch die Bekanntschaft mit den Sprachen und der Litteratur der uns umgebenden Völker sich zu befähigen, das Leben derselben zu erkennen und mit ihnen zu verkehren; die Natur, ihre Geseze und Kräfte, und die Art, wie dieselben den Zwecken der Menschheit dienstbar gemacht werden, umfassender zu erkennen. Mit einem Wort, wir hoffen, auch fortan werde unsere Anstalt ohne Beeinträchtigung ihrer anderen Zwecke immer mehr zu einem Mittel sich gestalten, unserer Stadt, unserer nächsten Landschaft auch ihre alte industrielle Ehre zu bewahren, vor Stillstand und Rückschritt schützen zu helfen.

„Aber es giebt auch eine unmittelbare Bildung oder vielmehr Einübung zu der speciellsten Lebensthätigkeit des Einzelnen. Solche Einübung ist unerläßlich und hochlöblich, wenn sie an eine freie allgemeine Bildung zu rechter Zeit sich anschließt, aber unheilvoll und verderblich, wenn sie dieselbe überspringen oder gar an deren Stelle sich setzen und die allgemeine Entwicklung des Geistes und Gemüthes als überflüssig verdrängen will. Ärger als die schmachlichste Verstümmelung des Leibes ist dieser Frevel an dem heiligen Recht der Jugend auf allgemeine Entwicklung, denn sie verstümmelt, sie erstickt die Seele. Doch Duisburgs wackere Bürger wissen wohl, daß die Schule solche Einübung nicht geben kann, welche nur die Routine des späteren Lebens mit Erfolg gewährt; sie wissen, daß die Schule, auch wenn sie könnte, sie nicht geben dürfte, ohne sich hart an der ihr anvertrauten Jugend zu versündigen. Wir wünschen unsere Böglinge alle geschickt und anständig zu jeder ehrenwerthen Thätigkeit zu entlassen, wir hoffen, der Erfolg wird

unser Streben nicht fruchtlos lassen, aber zu jener übereilenden Verpfuschung der Jugend wird diese Anstalt, auch das hoffen wir, sich nie erniedrigen . . . .“

Die Duisburger Anstalt befand sich, als Landfermann ihre Leitung übernahm, noch in dem Übergangsstadium, welches durch die neuen Lehrpläne und Prüfungsordnungen herbeigeführt war. Die geringe Schülerzahl, 77 im Gymnasium, 29 in den Realklassen, erleichterte die Durchführung der neuen Ordnung, welche sogleich energisch in Angriff genommen wurde. Für den lateinischen Unterricht entwarf Landfermann selbst den Lehrplan, über welchen eingehende Beratungen des Lehrerkollegiums stattfanden. In einem anderen wichtigen Unterrichtsfach, in der Mathematik, bildete die ungleiche Vorbereitung der Schüler der oberen Klassen eine große Hemmung. Durch Errichtung einer Parallelklasse, in welcher die ungenügend vorgebildeten Primaner und Sekundaner vereinigt wurden, suchte man dem Übel zu steuern. Ferner waren die katholischen Schüler der Anstalt, ungefähr ein Fünftel der Gesamtzahl, bisher ohne Religionsunterricht. Das Entgegenkommen des für den Unterricht bestimmten Geistlichen ermöglichte es, diese Lücke auszufüllen, noch ehe die Angelegenheit den langsamen Gang der Regierungsinstanzen durchlaufen hatte.

Wie durch Übernahme des Geschichtsunterrichts trotz einer ohnehin großen Stundenzahl, so bewies auch sonst Landfermann der Realschule seine ganze Sorgfalt; da die drei unteren Klassen beider Anstalten gemeinsam waren, traten immer wieder Gesuche um Befreiung vom lateinischen Unterricht für die Realschüler an den Direktor heran, welche auf Grund einer Ministerialverfügung vom Jahre 1834 abgelehnt wurden.

Der Turnunterricht konnte wieder eingeführt werden, nachdem durch freiwillige Beiträge der Schüler die erforderlichen Geräthe beschafft waren. So konnte Landfermann auch in dem durch die bekannte Schrift des Dr. Lorinser über die seitdem nicht zur Ruhe ge-

langte Überbürdungsfrage veranlaßten Bericht des Lehrerkollegiums darauf hinweisen, daß von diesem, soweit es in seiner Kompetenz liege, alle Rücksicht auf leibliche Gesundheit und geistige Frische der Schüler genommen werde. Sehr mit Recht wurde dann weiter bemerkt, was von gegnerischer Seite stets übersehen wird, daß der geistige und leibliche Gesundheitszustand der Schuljugend „keineswegs durch die Schulen allein oder auch nur vorherrschend bedingt wird, daß diese vielmehr nur ein einzelnes Moment unter vielen hier in Betracht kommenden Einflüssen der allgemeinen Lebensverhältnisse ist. Es würde eine grobe Ungerechtigkeit sein, das was Verkehrtheiten der Familienzucht, eine verweichlichende Erziehung, Beförderung frühreifer, überreizender Theilnahme an gesellschaftlichen Genüssen, was Romanenlektüre und die Unzahl elender Kinderbücher oft genug verschulden mögen, den Schulen zur Last zu legen, welche dagegen ankämpfen, so weit es ihnen irgend möglich ist.“

Einem der hier berührten Uebelstände, der ungeeigneten Lektüre, suchte Landfermann gleichzeitig durch Gründung einer Schülerbibliothek abzuhefen. Auch hier war er freilich meist auf freiwillige Gaben angewiesen, eine darauf hinielende Aufforderung war nicht erfolglos.

Seinem ersten Programm fügte er als wissenschaftliche Beilage eine Abhandlung über Quintilian's Instit. orat. X, 1, 104 bei, in welcher mit sicherer methodischer Kritik die Unhaltbarkeit der bisherigen Erklärungsversuche nachgewiesen und die Beziehung der Stelle auf Domitian vorgeschlagen wurde.

Ungeachtet der durch diese besonderen Verhältnisse erhöhten Anforderungen, welche die Leitung der Schule an seine Arbeitskraft stellte, übernahm Landfermann, außer dem lateinischen Unterricht in Prima, den Homer in Prima und Sekunda, Ovid in Tertia, Geschichte und Geographie in der vereinigten Sekunda und Tertia, so wie in den vereinigten beiden Realklassen. Eine Erweiterung fand dieser Cyklus im Herbst 1837, als er nach dem Ausscheiden

des bisherigen Religionslehrers, Pfarrer Mohn, in dessen Unterricht in den beiden oberen Klassen eintrat. Der Religionsunterricht machte ihm solche Freude, daß er ihn nicht wieder aufgab, und die dabei gesammelten Erfahrungen waren für die später von ihm als Schulrath durchgeführte Regelung dieses Lehrzweiges von besonderer Bedeutung. Er behandelte nach den sehr sorgfältig gearbeiteten Heften das Johannesevangelium, den Hebräerbrief u. a., christliche Glaubenslehre und Symbolik nach dem apostolischen Bekenntnis, Erläuterung der Augsburgerischen Confession u. s. w. Dagegen beschränkte er seitdem seinen Unterricht auf Prima, wo er noch die Geschichte übernahm; zur Repetition der alten Geschichte wurden dabei vielfach die lateinischen Sprechübungen verwandt. Daneben fand er indeß noch Zeit, in der Privattöchterschule des Fräulein Wuppermann, der nachmaligen Gattin des ihm nahe befreundeten Professor Hülsmann, in Geschichte, Deutsch und Pötteratur zu unterrichten.

Aber auch die andere Seite des Lehrberufs, die er oft genug hervorgehoben, die Zucht, wurde in gewissenhaftester Weise gepflegt. Neben privaten Gesprächen, die er schon früher als ein vorzügliches Mittel für erziehlische und seelsorgerische Einwirkung erkannt hatte, nahm er in seinen Ansprachen, die zum Theil bis ins Einzelne ausgearbeitet vorliegen, wiederholt Gelegenheit, den versammelten Schülern christliche Sitte ans Herz zu legen. Andere Mahnungen betrafen die Theilnahme an verbotenen Verbindungen und demagogischen Umtrieben. Einen besonderen Anlaß bot dazu im October 1837 bei Eröffnung des neuen Schuljahrs eine kurz zuvor ergangene Verfügung gegen die Burschenschaften in Greifswald und Breslau, die sein Gemüth besonders tief berühren mußte. Seinen Primanern aber gab er aus gleicher Veranlassung noch besonders eine eindringliche Ermahnung zu richtigem Verhalten während ihrer Gumnastialzeit und zu angemessener Wahl des Berufes, indem er ihnen das virgilische *o mihi praeteritos referat*



si Jupiter annos als ernste Warnung erläuterte. Besondere Vorgänge scheinen auch der Grund gewesen zu sein, daß er im Programm des folgenden Jahres (1838) sich an die Bürger der Stadt mit der Bitte wandte, die Schule in der Handhabung der Disciplin zu unterstützen, welche bisher durch die angestammte ehrbare Sitte der Stadt und die vorherrschende Einfachheit der Lebensverhältnisse wesentlich erleichtert sei. Jede harmlose wahrhaft jugendliche Lust solle gefördert, aber dem Übergreifen nach unjugendlichen Genüssen gewehrt, die Zerstreuungen, die nicht nur gründliche Bildung unmöglich machen, sondern auch den Frieden der Seele und die echte Freude tödten, von ihr nach Möglichkeit fern gehalten und sie besonders von der widerlichen Nachäffung studentischer Noheit, diesem Krebschaden des Jugendlebens auf Gymnasien, rein gehalten werden, wie es bis jetzt gewesen sei. „Manche verehrte Mitbürger haben uns bisher durch wohlwollende Überwachung der Sitten und des Wandels unserer Schüler und durch Mittheilung ihrer Beobachtungen in unserer disciplinarischen Aufgabe aufs freundlichste unterstützt: sollen wir nicht bitten und hoffen, daß dies mehr und mehr geschehe, daß mehr und mehr in unserer Stadt in dieser und ähnlicher Weise wahrhafte Freundlichkeit gegen die Jugend, gegen die unserer Stadt übergebenen auswärtigen Knaben und Jünglinge die edelste Gastfreundschaft geübt werde.“

In dasselbe Gebiet fällt die Behandlung der Frage betreffs der Anwendung körperlicher Züchtigung, welche 1837 seitens der Behörde gestellt wurde. In dem Referat darüber heißt es: „Körperliche Strafen seien nur als Nothmittel angemessen, wo geistige Einwirkung nicht fruchte, also der Regel nach nur bei den jüngeren Schülern und zwar besonders bei solchen, welche durch frühere verkehrte Einflüsse verstockt geworden, daß aber auch bei diesen die Schule es als ihre Aufgabe betrachten müsse, dieses Nothmittel mehr und mehr entbehrlich zu machen. Es könnten allerdings

auch außerordentliche Fälle vorkommen, wo Äußerungen von Ungehorsam, Widerspenstigkeit, Frechheit und roher Bösartigkeit auch bei Schülern der mittleren und selbst der oberen Klassen durch augenblickliche körperliche Züchtigung am heilsamsten begegnet werde.“ Diese Ansichten über die Disciplin wurden von der Schulbehörde als mit den Grundsätzen einer vernünftigen Pädagogik und mit den betreffenden gesetzlichen Bestimmungen ganz in Einklang stehend anerkannt.

Den deutlichsten Erfolg seiner Thätigkeit durfte Landfermann wohl mit Recht in der steigenden Schülerzahl sehen, welche im Herbst 1841 138 betrug, von denen 73 Auswärtige waren; der Realabtheilung gehörten 26 an. Der wachsende Zufluß auswärtiger Schüler war es ohne Zweifel, welcher ihn bestimmte, Ostern 1840 ein Alumnat im Zusammenhang mit der Schule einzurichten. Die Zahl der Alumnen wurde auf acht bis zehn beschränkt; die Oberleitung behielt er sich selbst vor, während die besondere Aufsicht, namentlich der Arbeitszeit, einem Lehrer der Anstalt, die ökonomische Verwaltung aber den Händen einer bewährten Frau übertragen wurde. Die Einrichtung hat in gutem Gedeihen lange bestanden.

Der erwähnte Aufsatz des Medicinalraths Lorinser brachte, da König Friedrich Wilhelm III. aus diesem Anlaß selbst durch mehrere Cabinetsorders eingriff, im Jahre 1836/37 nochmals Anfragen der Behörden und Berathungen des Lehrerkollegiums. Man hatte die erfreuliche Überzeugung gewonnen, daß der Gesundheitszustand recht befriedigend und auch in der Einrichtung der Lehranstalten kein Grund zu der Anklage vorhanden sei, „ja daß bei einer umsichtigen und gewissenhaften Ausführung der in Bezug auf die Gymnasien bereits erlassenen gesetzlichen Vorschriften die geistige und körperliche Gesundheit der Jugend nicht gefährdet, vielmehr durch den Ernst des Unterrichts und die Strenge der Zucht, wie sie in den Gymnasien herrschen, selbst gegen die verderblichen Einflüsse

der oft verkehrten häuslichen Erziehung und der materiellen Richtung der Zeit erfolgreich geschützt wird.“ Aber der Aufsatz gebe doch Veranlassung, hinsichtlich einiger Punkte über Unterricht und Zucht nähere Bestimmungen festzusetzen. Die Ausnahme in Sexta sollte nicht vor dem zehnten Lebensjahr erfolgen und das Maß der erforderlichen Elementarkenntnisse vergrößert werden, z. B. durch Elementarkenntnisse der Geographie, namentlich Europas, und durch erste Elemente des Zeichnens, verbunden mit der geometrischen Formenlehre. Körperlich oder geistig Untüchtigen ist der Eintritt abzurathen, „auch den Eltern zu empfehlen, ihre Söhne weder in einem zu vorgerückten Alter, noch ohne die nöthigen Substanzmittel den Gymnastikursus beginnen zu lassen, damit sie nicht auf Kosten ihrer Gesundheit das Versäumte einzubringen oder durch Privatstunden ihren Unterhalt zu verdienen genöthigt sind.“ Von den bisherigen Lehrgegenständen könne keiner ohne Gefährdung der Jugendbildung entfernt werden, so wie äußere Gründe rathen, auch den Unterricht im Französischen und für künftige Theologen und Philologen den in der hebräischen Sprache beizubehalten. Klassensysteme und Klassenordinariate sollen schärfer durchgeführt werden, um gegenüber dem auseinanderreisenden bloßen Fachunterricht die Einheit in Unterricht und Methode zu bewirken. Die Klassenordinariate sollen mit besonderer Sorgfalt gewählt und ihnen das Prädikat Oberlehrer ausschließlich beigelegt werden. Der hohe Werth der Turnübungen wird anerkannt, aber die Anordnung den einzelnen Anstalten überlassen.

Nicht durchweg gleichmäßig erfreulich gestalten sich die Verhältnisse der Realschule. Trotz der den Realschulabiturienten schon 1832 verliehenen Berechtigungen hatte sich doch im Jahre 1837 keiner der die Anstalt verlassenden Realschüler der Prüfung unterzogen. In dem Programm dieses Jahres wies deshalb Landesfermann auf das Mißverhältnis zwischen Zweck und Aufgabe des jungen Instituts der Realschulen und den althergebrachten Ver-

hältnissen der Handelslehrlingschaft, besonders die vierjährige Lehrzeit hin. Letztere war berechnet auf die mäßigen Fertigkeiten, welche die älteren Elementarschulen lehren. Die Realschule gewähre eine so weit geförderte theoretische Ausbildung, daß die Zeit praktischer Ausbildung, die Lehrjahre nämlich, vielleicht auf zwei Jahre ermäßigt werden könnte. Sollte letzteres nicht geschehen, so würde es immer zu den seltenen und glücklichen Ausnahmen gehören, wenn ein künftiger Handelslehrling den Kursus einer Realschule vollständig durchmache. Diese Ansicht werde einflussvollen und wohlgestimmten Handlungsvorstehern um so angelegentlicher empfohlen, weil von ihrem Urtheil und Beispiel die Hebung jenes Mißverhältnisses durch Abkürzung der üblichen Lehrlingsjahre allein ausgehen könne. — Auch die letzte Programmabhandlung Landfermann's (1841) beschäftigte sich mit den Verhältnissen der Realschule. Die mangelhaften oder wohl auch gänzlich fehlenden Vorkenntnisse im Lateinischen bei den von auswärts kommenden Realschülern übten naturgemäß einen höchst nachtheiligen Einfluß auf den Unterricht in dieser Sprache aus. Landfermann betonte dem gegenüber, daß die lateinische Sprache auch für die Realschule, solle diese anders ihren Zweck erfüllen, den festen Stamm bilden müsse. Wohl sei eine Einheitschule denkbar: ein Gymnasium mit dem Recht von der Theilnahme am griechischen Unterricht zu befreien und statt dessen den französischen zu verstärken, den englischen aufzunehmen, auch die Möglichkeit zu bieten, eine solche Bildung weiter zu fördern für die reifere, der Schule entwachsene und ins industrielle Leben übergetretene Jugend durch Unterricht in Physik, Chemie, jetzt auch mit wesentlicher Rücksicht auf industrielle Technik, französische und englische Sprache, Geschichte und deutsche Litteratur.

Die Abhandlung blieb nicht ohne praktischen Erfolg; schon im Frühjahr 1842 konnte er an einen Freund schreiben: „Mein letztes improvisirtes Programm (er hatte die Abhandlung statt der aus-

gefallenen wissenschaftlichen Beilage gegeben) hat manche gute Wirkung gethan; ich freue mich sehr, mich vor Thorschluß dazu forcirt zu haben.“

Über Landfermann's häusliches Glück und inneres Leben berichtet ein Brief an die Schwiegermutter in Heidelberg:

„Duisburg, den 2. Januar 1836. Liebe Mutter. Das alte Jahr ist vergangen, das neue hat begonnen, beides für uns frisch und fröhlich. Übermorgen beginnt die Schule wieder und die lustige Zeit ist abgelaufen, für die ich mir so Manches vorgenommen und allerdings Manches auch ausgeführt, doch nicht Alles was ich mir vorgenommen. Aber heute Nachmittag bin ich so frisch von einem Gange um die ganze Stadt auf den hartgefrorenen Wällen zurückgekommen, zu dem ich mich auf Luise's inständiges Bitten entschloß, obshon mich die grimme Kälte abschreckte, daß ich nun auch gleich den langen Vorsatz, an Dich zu schreiben, ausführen werde. Du hast einen Brief in der alten Art einmal wieder zu haben begehrt und mir wird recht wohl zu Muth, daß ich nun daran bin, in der alten Art Dir zu schreiben, obgleich Du gewiß recht gut begreifst, daß der Drang, der mich sonst wohl trieb, mein Herz gegen Dich auszuschütten, nicht mehr so zu wirken vermag wie früher, seitdem Du mir Deine Tochter mitgegeben hast. Was soll ich Dir aber zuerst schreiben von alle Dem, was sich auf diesen Bogen drängen will. Dein Enkel ist wohl, trotz Sturm und Wetter, dem er täglich trotzt, mitunter freilich von der Rauheit des Winters bis zu Thränen gerührt; er trinkt sehr gerne, ißt aber noch lieber und zwar als echter Westfälinger Alles was man ihm vorsetzt, und Alles bekommt ihm gut; er wird sich einmal, so gut wie Klas Avenstaken, durch den Pfannkuchenberg fressen, wenn ihm das Glück eines solchen Abenteurers beschieden sein sollte; er ist gut gegen Jedermann, aber über den Vater geht ihm, wie billig, noch die Mutter. Großvater und Großmutter kennt er im Bilde sehr

gut und gegen das große Bild des Großvaters in der Wohnstube ist er sehr aufmerksam und vergißt selten, ihm seine Brotrinde hinzureichen. Geimpft ist er noch nicht; ich bin durch einen Brief eines befreundeten Arztes, bei dem ich deßhalb angefragt, wieder sehr zweifelhaft geworden und möchte Dich bitten, Chelius und Arnold über ihre Ansicht vom Impfen zu befragen und wie die Sache am sichersten betrieben wird, namentlich wie man sicher sein kann, eine gute Lympe zu bekommen, denn dafür soll, wenn es dazu kommen muß, um jeden Preis gesorgt werden. Luise ist eben so wohl wie Christian, trotz, wie er, Wind und Wetter und sagte mir heute auf dem Spaziergange, daß es ihr in Duisburg bald auch in vielen Stücken besser gefalle als in Soest. — Und da bin ich auf den Punkt gekommen, über den Du ganz besonders wohl ein Wort von mir erwartest, auf die Revolution unserer Lebensverhältnisse. Ich habe mich auch manchmal gewundert, wie der Vater, daß die alten Geschichten meine Beförderung nicht gehindert haben, da mein jetziges Amt in dieser philiströsen Zeit mir mehr Gelegenheit zur Verführung der Jugend darbietet, als irgend ein anderes. Es hat allerdings Bedenken im Ministerium des Unterrichts gesetzt, hauptsächlich jedoch nur in Bezug auf das Urtheil des Publikums; diese Schwierigkeiten hat eine entschiedene Erklärung der Provinzialbehörde in Koblenz bald gehoben. Überhaupt ist die Pietisterei mit ihrem plumpen Fanatismus nicht dem preussischen Gouvernement eigen, sondern nur einem Kreise leider freilich einflußreicher, leidenschaftlicher und hornirter Menschen. Die Minister, mit Ausnahme des v. Kamptz, und die Provinzialbehörden sind weit entfernt, die rohen Maßregeln zu billigen, mit denen man seit 1817 den Teufel an die Wand gemalt hat, so weit sie auf der anderen Seite entfernt sind, demagogischen Unfug zu billigen. Herr v. Kamptz, der mir recht mechant auf meinen Brief geantwortet hat, hat ohne Zweifel die Zähne geknirscht über meine Beförderung, und ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß er sofort Maßregeln getroffen hat, mich

unter geheimpolizeiliche Aufsicht zu stellen. Aber ich werde es ganz wohlgemuth ertragen, zumal da er weit und breit Niemand findet, der eine solche Aufsicht in seinem Sinne führen könnte und wollte. Also die Sache wurde ohne große Umstände fertig und am 10. October zogen wir nach mancherlei Schwierigkeiten von Soest ab. Ich erinnerte mich lebhaft, wie ich fünf Jahre früher zu meiner ersten Anstellung nach Elberfeld fuhr. Damals war ich ein leichter, freier Junggesell, um den sich Niemand kümmerte und der sich um Niemand zu kümmern brauchte; dennoch war es mir etwas bekommen, als ich, meine ganze Habe in ein paar Koffern, in der ganz fremden Stadt einzog. Jetzt zog ich an einen Ort, der mir noch weit fremder war, wo ein Amt von unendlich größerer Verantwortlichkeit auf mich wartete und wo nach Schilderungen, die ich hernach weit übertrieben gefunden habe, mein Leben mit bitteren Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hätte, besonders durch böswillige Personen. Und doch war ich keinen Augenblick bekommen oder befangen wie damals; nicht als ob ich mich viel reifer und vollendeter fühlte wie damals, sondern mein Leben hat seitdem eine Grundlage gewonnen, die ich damals noch nicht ahnte: mit mir zogen Weib und Kind. Den Schnecken hat die Natur ein schützendes Schneckenhaus gegeben; dem leicht verletzlichen Menschen muß Liebe und Vertrauen, die ihn in unmittelbarer Nähe umgeben, solch ein schirmendes Schneckenhaus bereiten, wenn es ihm wohl werden soll in der Welt; mir ist es so wohl geworden, wohler als ich je gedacht, und ich kann auch aus meinem Schneckenhaus recht frisch und sicher die Fühlhörner herausstrecken ins Leben hinein. Der Abschied von Soest ist mir nicht schwer geworden, am nächsten ging mir die letzte Stunde in meiner Klasse.

„Den 19. Januar. Du siehst, liebe Mutter, welche Unterbrechungen auch bei dem besten Willen bei mir eintreten, und wenn ich Dir sage, daß ich in den drei Monaten meines neuen Amtes 35 amtliche Berichte und Briefe abgefaßt und dann als

mein eigener Sekretär auch abgeschrieben, und 26 amtliche Anschriften erhalten habe, aus deren jedem eine Arbeit für mich hervorging, und daß ich Alles derartige noch gar nicht gewandt zu behandeln verstehe, und wenn Du dann dazu die Zerstreungen eines neuen Lebenskreises, die Arbeit sich zu orientiren, und besonders die mir neue innere Seite meines Amtes nimmst, so wirst Du solche Unterbrechungen begreifen. Ich will aber fortfahren, wo ich es gelassen habe, und da wo ich oben abbrach hinzufügen, daß mir der Abschied von dem Vater auch ein sehr nachdenklicher war. Sonst habe ich Soest mit leichtem Herzen verlassen. Was mich dort froh und glücklich gemacht hat, steckte nicht in den Wänden unseres stillen Stiftes, sondern ist mit mir gezogen. Was ich hier habe, ist bis jetzt durchgängig erfreulich gewesen, eine heitere Gegend, waldige Hügel, weite Ebenen, schiffreiche Ströme, gesellschaftlicher Ton, etwas zu luxuriös, doch nicht durchgängig, sonst einfach, schlicht und treuherzig und nicht träumerisch und krämerhaft, geistige Anregungen mancher Art, Interesse auf dem Gebiet der Pitteratur, der Politik, der Religion, für welche drei Punkte in Soest unbeschreibliche Stumpfheit herrschte, namentlich die große Anregung, welche in der Aufgabe liegt, das Streben von 120 Schülern und 14 Lehrern zu führen und zu leiten, eine Aufgabe, die zum Träumen und Schlafen nicht kommen läßt und die freilich schwer genug ist, am schwersten dadurch, daß ich Leuten, denen ich nach meiner Sinnesart gleich zu gleich gegenüberstehen möchte, als Borgesetzter erinnernd, treibend, selbst tadelnd entgegenreten muß, wobei ich mir oft vergegenwärtigen muß, daß meine amtliche Autorität nicht mein freies Eigenthum, sondern ein anvertrautes Gut ist, das ich als solches zu bewahren habe. Ich bin nur einigen unserer Lehrer an Alter überlegen, einer ist an Lebens- und Dienstalcker weit über mir, der Sohn eines einst vielgenannten Theologen, vor dem ich von vielen Seiten gewarnt war, mit dem ich aber recht gut auskommen werde, so verschieden unsere Sinnesart auch in den wich-



tigsten Dingen ist. — Die Schwierigkeit der ganzen Aufgabe ist aber so groß, daß es mir ein sehr beruhigender Gedanke ist, daß ich mir mein jetziges Amt schlechterdings nicht ausgesucht habe, sondern daß es durchaus ohne mein Zuthun an mich gekommen ist. Wem Gott ein Amt gegeben, dem giebt er auch Verstand: das ist trotz aller thörichten Anwendung doch ein wahres und köstliches Wort. — Die freie Bewegung, die Freiheit mir die Lehrgegenstände selbst zuzutheilen und die Stunden zu bestimmen, die Möglichkeit meine Gedanken zu verwirklichen, Verkehrtes abzustellen, die Möglichkeit Anderen helfen zu können, gehören denn auch zu den freundlichen Seiten des neuen Amtes.“

Landfermann's hervorragende Stellung brachte es mit sich, daß er auch dem öffentlichen Leben in Duisburg näher trat. Sehr bald wurde er zum Vorsitzenden des Vereins für die Sonntagschule, eine den heutigen Fortbildungsschulen entsprechende Einrichtung, gewählt. Ein von ihm in diesem Verein gehaltener Vortrag aus dem Jahre 1837 ist auch gedruckt worden. Wegen Antheil nahm er an dem kirchlichen Leben. Als Mitglied des Presbyteriums der kleinen Gemeinde in Duisburg beschäftigte er sich eingehend mit der Armenpflege, übernahm die Versorgung einiger armen Familien, gewährte auch wohl vorübergehend einem ganz verkommenen Kinde in seinem eigenen Hause Aufnahme. Im Jahre 1838 sandte ihn die Duisburger Kreissynode als ihren Vertreter zu der Provinzialsynode in Koblenz. Bei einer festlichen Zusammenkunft der Mitglieder ließ er den Staat leben als ein wesentliches Werkzeug zum Ausbau des Reiches Gottes und seine Entwicklung zu immer vollerer bürgerlicher Freiheit. Ebenso betheiligte er sich in der Folgezeit fortdauernd mit großem Eifer an der Arbeit des evangelischen Gustav-Adolf-Vereins und war wiederholt Deputirter auf seinen Provinzial- und Generalversammlungen.

Der Sommer 1838 führte ihn nach Nürnberg zur ersten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Eine Woche verbrachte er dort und erfreute sich nicht bloß der Bekanntschaft bedeutender Männer, mit denen ihn zum Theil dauernde Freundschaft in Zukunft verband, sondern er studirte auch mit Eifer die Stadt, ihre Alterthümlichkeit und ihre Alterthümer, und Schenkendorf's Lied „Die deutschen Städte“ wurde ein Lieblingslied von ihm, aus welchem er gern die Strophen: „wenn einer Deutschland kennen und Deutschland lieben soll, wird man ihm Nürnberg nennen, der edlen Künste voll“ citirte.

Das rege geistige und gefellige Leben Duisburgs führte ihn in einen ungleich größeren freundschaftlichen Verkehr ein, als seine Vaterstadt Soest ihm geboten hatte. Mochte er auch im Anfang (1835) noch schreiben: „So viel halte ich übrigens für gewiß, daß kein Instrument, auch das Instrument Mensch nicht, sich selbst stimmen kann, sondern daß es dazu eines Stimmers bedarf, der mehr ist als das Instrument,“ so sind doch manche Freundschaften seines späteren Lebens in Duisburg geschlossen. Dabei fanden alte Beziehungen nicht minder reichliche Pflege. Zwei Briefe Ernst Moritz Arndt's aus dieser Zeit, dessen Freundschaft er im Winter'schen Hause gewonnen und mit dem ihn das innere Band gleicher Schicksalsfügungen verknüpfte, mögen hier eine Stelle finden.

„Bonn, den 25. Januar 1839. Lange, mein theurer Freund, hätte ich auf Ihr Liebeszeichen vom Ende des verflossenen Jahres wieder ein Zeichen gegeben, wenn mich der Anfang dieses Jahres und der Eintritt in mein siebenzigstes nach langer ungestörter Gesundheit nicht etwas unsanft angefaßt hätten. Ich leide seit Weihnachten wahrscheinlich an den Folgen einer Erkältung, die sich auf den Unterleib und die Blase geworfen und mich an Stube oder Bett gefesselt hält. Da ich nun nicht wissen kann, ob der alte

Pfeifer vielleicht auf dem letzten Loche pfeift, so will ich wenigstens eilen, meine Schuld mit Ihnen zu berichtigen und Ihnen hierdurch auf das herzlichste danken für Ihre liebe Erinnerung, die mir eine große Freude gewesen. Sie waren seit jenem herbftlichen Kartoffelfeuer, dem Sie nebst meiner Jugend beiwohnten, nicht aus unferer Erinnerung gefchwunden und find auch fpäter oft durch gemeinsame Freunde und durch Ihre Gedichte darin wieder aufgefrischt worden. Nun wäre es freilich schön gewesen, wenn Sie mit den Ihrigen mal bei uns ausgelandet und im eigentlichsen Sinn uns wieder angefichtlich geworden wären. Machen Sie es künftig fo und landen ohne Umstände bei uns an und bleiben eine Nacht oder fünf, wir wollen Sie und Ihr Völkchen schon unterbringen. Ich, wenn ich anders wieder beinig werde — bis jetzt bin ichs für meine Jahre sehr gewesen — könnte Sie wohl mal in Duisburg bestrafen, vielleicht mit einigen meiner Zungen, denn eine Ruhrwanderung in einem etwas gekrümmten Ziel haben wir lange im Sinn gehabt. Übrigens find seit jenem Feuer manche schwere Stürme über mein altes Haupt hingebraust. Der schwerste war der Verlust meines feurigsten, reichsten Sohnes, den der Rhein wegnahm. Durch die begleitenden Umstände ein eigenthümliches, inhaltreiches Schicksal. Der Rhein hat so meinen goldenen Hort und Gott hat mir für den heiligen Strom, wofür so viele edle Menschen geblutet, das nicht freiwillige Opfer abgefordert. Ich habe noch vier Söhne im Hause, von welchen einige Hoffnungen geben; zwei find diesen Herbst Studenten geworden und ein dritter wird übers Jahr wohl eben so weit sein: aber von keinem scheine ich hoffen zu dürfen, was der Entflogene so reich versprach. Doch es bleibt dabei: Gottes bester Wille muß an uns geschehen! Und nun zum Schluß Ihnen und den Ihrigen ein fröhliches, glückliches Jahr und die herzlichsten Grüße von uns allen. Mit alter Treue  
Ihr E. M. Arndt.“

Der zweite Brief ist die Antwort auf einen Glückwunsch Landfermann's zur Wiedereinsetzung Arndt's in seine Rechte als Professor der Universität, die nach zwanzigjähriger Suspension wenige Wochen nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. vom Könige verfügt worden war.

„Bonn, den 2. August 1840. Herzlichen Dank, geliebter Freund, für Ihre erfreulichen Zeilen. Ist der Sonnenschein der Gerechtigkeit und Gnade meines Königs und Herrn ein lieblicher Strahl, so erwärmt und erquickt die Liebe und Theilnahme meiner Mitbürger und so vieler guten und redlichen Menschen noch mehr. Wir wollen alle erste Zeichen des Königs als glückweisjagende Vorbedeutungen seiner Regierung und des Heils des Vaterlandes nehmen. Es thut uns wahrlich ein Erwecker und Belebender noth, ein Fürst, der einmal eine volle, offene, freundliche, wahrhaftige deutsche Redlichkeit und Gemüthlichkeit zeige. Möge Friedrich Wilhelm IV. das für das kleine Preußen und für das ganze große Deutschland werden und Gott ihn auf seiner schweren königlichen Bahn mit Freudigkeit und Standhaftigkeit rüsten! Für mich selbst kommt meine sogenannte Wiederherstellung nun fast in jeder Beziehung zu spät. Meine frischen Jahre sind dahin, ich bin ein Siebenziger, und meine fröhlichen Geister haben ihren Flügelschlag lange schon anderswohin genommen; ja ich glaubte mit der Erde, sofern sie eine in Staat und Regiment arbeitende Welt ist, ganz abgeschlossen zu haben, als ich so mit einem Male wieder an diese Welt *πολοζήλου βίου* angeknüpft werde. Es ist rührend bei solchen Gelegenheiten zu sehen, wie die Menschen gleichsam nicht in der Zeit zu leben scheinen und Einem den Abfluß von zwanzig Jahren nicht anrechnen. Es geht ihnen dann, wie es Einem mit Leuten geht, die man als Knaben gekannt hat und vor welchen, wenn man sie nach zwanzig bis dreißig Jahren wieder sieht, man erstaunt, schon einzelne weiße Sprengelungen in ihren Locken zu erblicken. Also der Universität

und mir selbst und den Meinigen wird diese Wiedereinsetzung, welche die verlorene Zeit und Kraft nicht zurückstellt, wenig frommen. Ihnen aber, geliebter Landsfermann (wäre ich König, ich änderte Ihren lieben Namen in Landwehrmann), gebe Gott Freundlichkeit, noch lange in vielen Jünglingen die Wahrhaftigkeit für das liebe heilige Vaterland durch den stählenden Muth einer treuen und tapfern Begeisterung für alles Wahre, Tapfere und Deutsche zu üben und zu stärken. Und so Lebewohl bis aufs Wiedersehen! Vielleicht berühre ich Sie diesen Herbst mal mit einigen meiner Jungen. Ihr E. M. Arndt.“

Auch der Familienkreis erweiterte sich. Zu den eigenen Kindern kamen wiederholt fremde, vielfach nähere Verwandte, die zum Besuch der Schule im Hause aufgenommen wurden. Von einem der ersten dieser Zöglinge, der gewissermaßen dort seine Rettungsanstalt finden sollte, schreibt Landsfermann: „Vor unserm neuen Hausgenossen war uns bange und nur auf die dringendsten Bitten seines Vaters und seines Oheims, meines Freundes E., entschlossen wir uns, es mit ihm zu wagen, nachdem er von seiner Flucht nach Amsterdam, wo er Matrose werden wollte, zurückgekehrt war. Es geht aber besser, als wir dachten. Er ist zwar verwildert und anmaßend, aber die Erfahrungen auf der Flucht haben ihn mürbe gemacht, und er fängt an, sich recht freundlich und aufrichtig anzuschließen. Schlimm ist es nur, daß er nicht bei uns, sondern einige Häuser weiter wohnt, weil wir keinen Platz haben.“

Ein großer Übelstand war während der ganzen Duisburger Zeit der Mangel einer ordentlichen Wohnung, da bessere Mietwohnungen damals dort nicht vorhanden waren. Nicht weniger als viermal mußte gewechselt werden. In einer Wohnung waren die Zimmer so eng, daß ein neu erworbener Flügel nur nach Ent-

fernung eines Wandofens untergebracht werden konnte, an dessen Stelle man das Instrument setzte. In einer andern grenzte die Küche an den nachbarlichen Schweinestall, ein betriebsamer Bewohner desselben durchbohrte die Wand und brachte die Porzellange-  
stelle in lebhaft und gefährliche Bewegungen. Eine Abhilfe brachte erst die Drohung des Schulmanns, er werde den Rüssel des Störenfrieds so treffen, daß dieser das Wiederkommen ver-  
gessen werde.

Erst im Frühjahr 1840 konnte die neue Amtswohnung bezogen werden. Bei der Übersiedlung legte Landfermann ein Gedenkbuch für das Haus an, welches einen Einblick in das häusliche Leben gestattet. Er weihte das Buch mit dem Spruch aus Arnim's Kronenwächtern:

„Gieb Liebe mir und einen frohen Mund,  
Daß ich dich, Herr der Erde, thue kund,  
Gesundheit gieb bei sorgenfreiem Gut,  
Ein frommes Herz und einen festen Muth!  
Gieb Kinder mir, die aller Liebe werth,  
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;  
Gieb Flügel dann und einen Hügel Sand,  
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,  
Die Flügel schenk dem abschiedschweren Geist,  
Daß er sich leicht der schönen Welt entweist.“

„Dies Gedenkbuch beginne ich mit den Worten des Dichters, dessen ‚Dolores‘ uns in diesen Tagen außer mancher freundlichen und ernstern Anregung und Belehrung auch die Stiftung eines solchen Hausbuches eingegeben.

„Sonntag den 5. April machte Christian mit mir seinen ersten größeren Gang nach dem fast zweiundeinhalb Stunden von hier entfernten N. und Abend wieder zurück. Er ging den ganzen Weg frisch und ziemlich unverdrossen, wenn auch nicht ohne der

hergebrachten Auffrischung durch allerlei Erzählungen vom treuen Eckart, Cimbern und Teutonen, vom alten Fritz, von Noßbach, von meinem Großvater u. s. w. zu bedürfen, die dann auch ihre Wirkung nie verfehlen. Bedenklich trat hervor, daß der Rhein und so vieles Andere, überhaupt die Natur, ihm weniger anziehend war als jene Sachen. Diese Richtung wird nicht zu begünstigen sein.

„Den 6. April: ‚Welche Freude ist es einer Mutter, von ihrem Sohne belehrt zu werden‘, Dolores III, 387. Warum einem Vater nicht auch?

„Aus menschlichen Heilanstalten wird manch' Einer als unheilbar entlassen. Ist es denkbar, daß Gott Jemand als unheilbar aus dem Bereich seiner Gnadenzucht entlasse? und wohin entließe er?

Am 9. April fand der Einzug in die neu erbaute Amtswohnung neben dem Gymnasialgebäude statt „mit Lust und Freude über die großen sonnigen Stuben, die wir nun mit den Kindern bewohnen dürfen und daß wir nun ein ruhiges Obdach haben, wo wir auch erst recht heimisch werden können. Viele gute, fröhliche Stunden haben wir doch in den engern Räumen auch gehabt und bringen darum die feste Zuversicht mit, daß auch hier uns der Segen von oben nicht fehle, der uns bisher so sicher und freundlich geleitet hat.

„Vom 21. April Abends bis 25. April Morgens war ich abwesend, um der Zusammenkunft der Schulmänner in Münster beizuwohnen. Alles Vereinen von Kräften ist zu fördern in unseren Tagen; so nehme ich auch gern an diesem Verein Theil. Viel Vertrauen ist mir dort gezeigt, möchte ich es rechtfertigen.

„Der 29. April ist mir der sauerste Tag gewesen, dessen ich mich aus meiner ganzen Amtsführung zu erinnern weiß, obgleich Alles, was zu thun war, klar und einfach vor mir stand, wie je. Eine herbe Exekution gegen einen Ausbruch verwilderten Geistes

unter ganz unreifen Knaben zuerst und dann die Gewißheit, daß der Geist höhnischer Frechheit auch mich selbst in einer Weise trifft, die fast alle Hoffnung auf sittlich-gemüthliche Einwirkung vernichtet. Gebe uns Gott so viel Frieden und Freude, daß das fremde Wesen nicht stören kann, sondern selber an Frieden und Freude glauben lerne.“

In den nächsten Wochen zogen zwei der bisherigen Hausgenossen fort, neue zogen ein.

„Den 16. Juni. Nach und nach werden wir auch wieder frei und leicht in dem Verhältnis zu den fremden Hausgenossen, und es ist wie eine Probe und Läuterung für des Hauses Art und Weise, Ordnung u. s. w. gewesen, wie sich hielt oder fiel bei der plötzlichen Vergrößerung und Vermischung mit zum Theil so fremden unerfreulichen Elementen. Jetzt da es gleichsam überstanden ist, die erste Eingewöhnung vorbei, wächst frischer Muth, daß noch Gutes daraus kommen werde.

„Sommer 1841. Über ein Jahr ist unser Gedenkbuch unbedacht und unberührt geblieben; aber ich wende gerne auf diese Zeit noch einmal den Blick zurück, ehe wir weiter gehen. Es hatten sich vergangenen Sommer, durch allerlei Verhältnisse veranlaßt, fünf junge Leute unter unserm Dach angesiedelt und brachten uns viel Unruhe und Arbeit, wenig belohnendes Wirken und Gelingen. Im Herbst zogen wir mit allen Kindern nach Heidelberg, uns da mit unsern Lieben zu erfrischen . . . . Vieles bot sich da, am meisten aber that uns wohl, daß wir mit Eltern und Geschwistern in Friede und Freudigkeit zusammen sein konnten.

„Eine gar freundliche Woche verlebten wir in Weinheim, herumwandernd zwischen Bender und Hörner (Vetter und Schwager). Namentlich brachte uns die nähere Anschauung des Instituts vielen Genuß, wo wir auch dem Examen beiwohnten. Dann tauschten wir unsere kleinen Lebens- und Ehestandserfahrungen aus und freuten uns dazwischen vor Allem unserer Kinderwelt. Die Rückreise



war glücklich aber doch mühevoll; die Landung in Duisburg geschah still und wehmüthig, da wir uns noch nicht so heimisch da fühlten, als wo wir eben herkamen. Frau P. und W. hießen uns freundlich willkommen sammt den Kindern und der mitgebrachten Pflegetochter Klara E., die noch mit frischem gewaltigen Heimweh nach Koblenz hier einzog. Bald kamen auch drei der Pflege söhne wieder; aber obschon uns der harte Winter eng genug zusammenschob und wir Freud und Leid des täglichen Lebens stets zusammen theilten, so blieben doch die Knaben kalt und fremd und nur Klara schloß sich uns mit kindlich warmem Vertrauen an. Bald nach Neujahr wurden Alle mehr oder minder aufgeregt, durch einen Ruf des Vaters nach Elberfeld und noch unbestimmte Gerüchte von Versetzungen nach Köln und Koblenz. Die jungen Leute suchten bereits neue Wohnungen, da sie von uns ziehen sollten. . . . Kurz vor Ostern gab es manche Trennung, die schwerste von Pfarrer L., der den 28. März seine Abschiedspredigt hielt und dann mit seiner Familie nach Zürich zog, um dort als Professor an der Universität zu wirken. Darauf verließen uns die drei Knaben und dann unsere Klara. . . . Nun lebten wir nach Jahren wieder einmal allein zusammen und fühlten uns gar leicht und froh darüber, daß wir nun auch mehr unsere Kinder in ungestörtem Zusammenleben mit Ernst beobachten und leiten, auch spielend unterrichten und belehren konnten. . . .

„Der Sommer 1841 hat uns viele liebe Gäste gebracht, zuerst die Schwester Florentine aus Hemer, dann Melly, den Großvater und Herrn Maler Schmidt. Der erste Besuch des Vaters war schon an sich ein segensreiches fröhliches Ereignis, aber es wurden uns die Tage mit ihm noch besonders froh, da er so überaus rüstig und heiter war.“

Zu dichterischen Ergüssen gewährte diese arbeitsvolle Zeit feltenerer Muße. Doch bot das glückliche häusliche Leben mancherlei

Veranlassung zu Versen. Er besingt Gäste und Freunde, die Schwägerin, die zu Besuch ist, weiht einer Pflegetochter ein Kochbuch ein mit dem Spruch: „Kochen ist nichts Gemeines, es bauet Groß' und Kleines“ und begrüßt die Schwiegereltern, Vater, Mutter und seine Hausfrau wiederholt mit Reimen, besonders zu Weihnachten. Wir setzen nur zwei Gedichte aus jener Zeit hierher:

Dem Vater Winter zu Weihnachten 1838.

„In langen Wintertagen  
Hör' ich die Kinder fragen  
Nach dem Großvater viel,  
Und Antwort geb' ich gerne,  
Doch, daß ein Kind was lerne,  
Bedarf's des Bildes Spiel.

Wem soll ich ihn vergleichen?  
Etwa der alten Eichen  
Im Walde grün und stark?  
So strenge und so stolze,  
Der tief im harten Holze  
Grünet das Lebensmark?

Doch denk ich, wie er linde  
Spielet gleich einem Kinde  
Mit Enkeln lieb und traut,  
Und freundlich sich erzeigend,  
Hat ohne Dank und schweigend  
Manchem ein Glück erbaut;

Dann mag mit harter Eichen  
Ich nimmer ihn vergleichen,  
Die Niemand Früchte schenkt,  
Denn echt muß sich bewähren,  
Was sich aus Vaters Lehren  
In Kinderherzen senkt.

Der Palme, will's mich mahnen,  
 Die strebt auf grünen Planen  
 Empor so hoch und schlank,  
 Mag stolz sich Keinem neigen,  
 Doch wer sie kann ersteigen,  
 Der hat des reichen Dank.

Und schüttelt sie den Wipfel,  
 So fällt herab vom Gipfel  
 Manch edle Labefrucht.  
 Großvater, so zu denken  
 Soll drum die Enkel lenken  
 Fortan des Dietrichs Zucht."

### Zur Hochzeit

des Schwagers A. W. mit Frä. E. B. in Frankfurt 1840.

„In der Stadt so reich an Kunst,  
 Reich an Gunst und reich an Dunst,  
 Fehlt es sicher werthen Bräuten  
 Nicht am hergebrachten Väuten.  
 Aber regt auf einen Tag  
 Allerwärts sich Glockenschlag,  
 Darf wohl auch auf der Kapellen  
 Seitwärts sich der Glöckner stellen.  
 Also zieht er an dem Strang,  
 Glockenklang! Glockenklang!  
 Also tönt der erste Klang:  
 Weil zum ersten, ältesten Stand  
 Dieses Paar sich nun verband,  
 Soll auf ihren Rosenbahnen  
 Ernstlich sie das Glöcklein mahnen  
 An des Standes Ehr' und Würde,  
 An des Standes Pflicht und Bürde.

Nicht auf Erden wird geschlossen  
 Dieser Stand, er ist entsprossen  
 Nicht aus Menschenwitz und Kunst,  
 Nein aus höchster Himmelsgunst.

Einsam ist des Menschen Brust,  
 Einsam unter seines Gleichen,  
 Einsam fern des Himmels Reichen,  
 Ich heißt all sein Weh und Lust.  
 Solch uralte Noth zu wenden,  
 Wollte Gott den Ehstand spenden.  
 Hat gedient wohl treu und gut.

Fleißig hat der Bursch geschafft,  
 Und am End' der Wanderschaft,  
 Als es nun gilt Meister werden,  
 Da ist ihm so eng auf Erden,  
 Und es fühlt sein tiefstes Herz  
 Einsamkeit nur, Heimwehschmerz.  
 Sieh' da führt auf dunkeln Wegen  
 Gott ihm einen Schatz entgegen.  
 Da erst kömmt's dem Burschen ein,  
 Sollst nicht länger einsam sein,  
 Da gewinnt er Meisterrecht,  
 Kurz und gut und schlicht und schlecht,  
 Greift behend' und fröhlich durch,  
 Und erbaut sich Hof und Burg,  
 Will nicht Sorg' und Mühe sparen,  
 Hat ja einen Schatz zu wahren,  
 Und den Segen der Gemeine  
 Lernt er fröhlich durch die Eine.

Anders auch ist's nicht ergangen  
 Dort der Maid mit rothen Wangen!  
 Hat auch Einsamkeit getragen,  
 Ob sie sich's nicht mochte sagen,  
 Doch mit bangem klößen Muth.  
 Frei wird erst das Mägdelein,  
 Thut der Liebste recht sie frei'n.  
 Eig'nem Haus und Eheherrn  
 Dient sie frei und dient sie gern.  
 Sie auch lernt am eignen Herd,  
 Daß sie Stadt und Land gehört.

Also baut der Ehestand  
 Bürgerschaft in Stadt und Land,  
 Und noch Andres will er bau'n  
 Denen, die ihm recht vertraun.  
 Sind die Herzen aufgeschlossen,  
 Weil die Liebe eingestossen,  
 Sollen sie sich nicht verschließen,  
 Wenn der ew'gen Liebe Quell  
 Unergründlich reich und hell  
 Über sie sich will ergießen.  
 Bürgerschaft die ohne Gleichen,  
 Bürgerschaft in Gottes Reichen,  
 Bürgerschaft von Gottes Gnaden,  
 Dazu will der Ehstand laden.

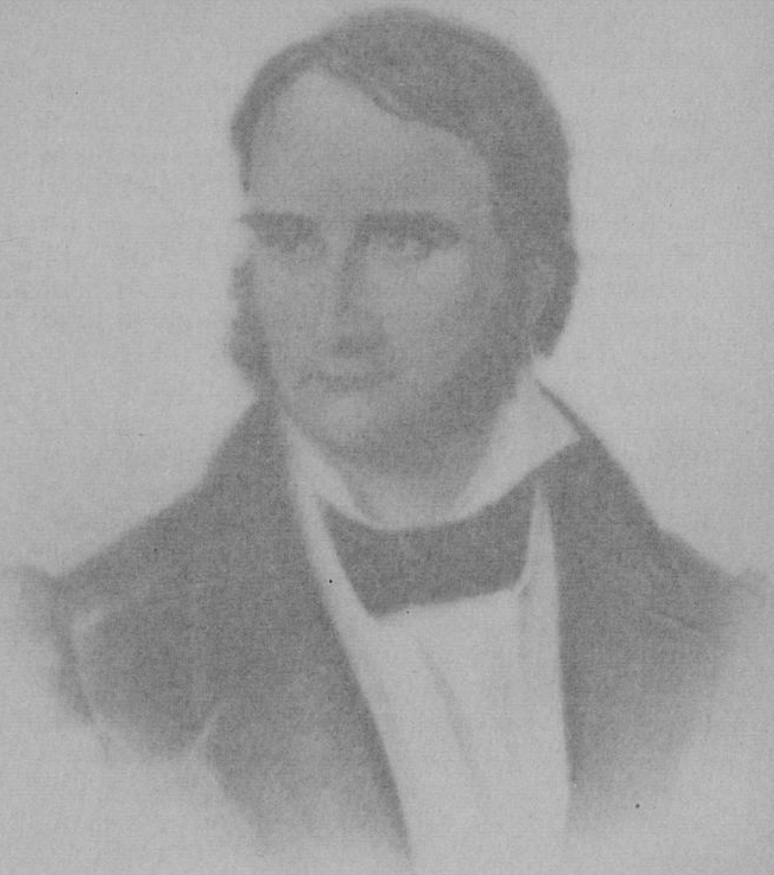
Ist die Ehr' und Würde groß,  
 Arbeit auch ist Ehstands Loß.  
 Nicht zusammen froh nur leben,  
 Nein zusammen auch zu streben  
 Vorwärts, aufwärts in den Herzen,  
 Aufwärts unter Freud und Schmerzen;  
 Vorwärts bringen Hof und Herd,  
 Kein und blank und traut und werth;  
 Ist's im Hause recht und rein,  
 Vorwärts helfen der Gemein',  
 Und der diesen Stand wollt' gründen,  
 Den in Wort und Werk verkünden:  
 Das ist Ehstands Pflicht und Brauch;  
 Wär's nicht Lust und Ehre auch?

Also tönt der erste Klang.  
 Wieder zieh' ich einst am Strang,  
 Wenn, will's Gott, zu neuem Fest  
 Sich die Ladung hören läßt.  
 Denn lernt Lieben sich zu zwei,  
 Ist vollkommen doch die Drei.“

Die Tage von Landfermann's Wirken in Duisburg waren indeß gezählt. Das Elberfelder Gymnasium hatte sich nach einer schweren Krisis, die es der Aufhebung nahe brachte, wesentlich durch die Bemühungen des nachmaligen Ministers v. d. Heydt so weit wieder herausgearbeitet, daß man an die Wahl eines Direktors denken konnte. Landfermann war für diese Stellung, welche ihm neben dem größeren Wirkungskreis auch eine bedeutende Gehaltsverbesserung bot, in erster Linie in Aussicht genommen. Seine anfänglichen Bedenken, welche sich auf das Verhältnis des bisherigen Leiters der Schule bezogen, wurden durch die Versicherung, daß die Behörde diesem die nächste vakante werdende Direktorstelle übertragen wolle, gehoben. Am 18. Februar 1841 fand die Wahl statt und Landfermann wurde angewiesen, zum 1. Oktober die Leitung des Elberfelder Gymnasiums zu übernehmen. Er traf demgemäß seine Vorbereitungen, entwarf den Lektionsplan für das Wintersemester 1841/42, in welchem er selbst in der Selektta sechs Stunden Tacitus und Thucydides, in Prima Horaz und Homer, in Sekunda Odyssee übernahm. Unter seinen Papieren findet sich noch ein Verzeichnis der bevorstehenden Arbeiten: „Agenda in Elberfeld. In necessariis unitas. In der ersten Konferenz: Erklärung über die Tendenz, in der ich mein Amt zu führen gedenke. 1. In wissenschaftlicher Beziehung: einfache, auf die Klassiker gegründete Bildung, in his habitandum, in ceteris versandum. Keine nachgiebige Auslegung des Reglements; keine Koncessionen. 2. In disciplinarischer Beziehung: Disciplin eine Hauptaufgabe; strenge Bewachung und Behütung. 3. In religiöser Beziehung: kirchliches Verhältnis dieser Anstalt. Läßigkeit, aber Pflichtmäßigkeit der Stellung eines Vorgesetzten, Hoffnung, daß ich nicht oft in den Fall kommen werde. — Schulgottesdienst: gemeinsamer Gesang in Ermangelung eines Buches. Bunsen. — Nationaler Festkalender: 11. November

Luther, Schiller, Scharnhorst; 18. Oktober, 18. Januar; Turnen: militärische Zucht. Kränzchen."

An Versuchen, ihn in Duisburg zu halten, fehlte es nicht, doch waren sie um so weniger erfolgreich, als ihm sich gleichzeitig die Aussicht eröffnete, Nachfolger des nach Berlin ins Ministerium berufenen Schulraths Eilers in Koblenz zu werden. So hat er sein Amt in Elberfeld in Wirklichkeit nicht angetreten. Unter dem 12. Oktober 1841 wurde er von der Übernahme des Direktoratats entbunden; seine Ernennung zum Regierungs- und Schulrath datirt vom 30. September; Mitte Oktober siedelte er nach Koblenz über.



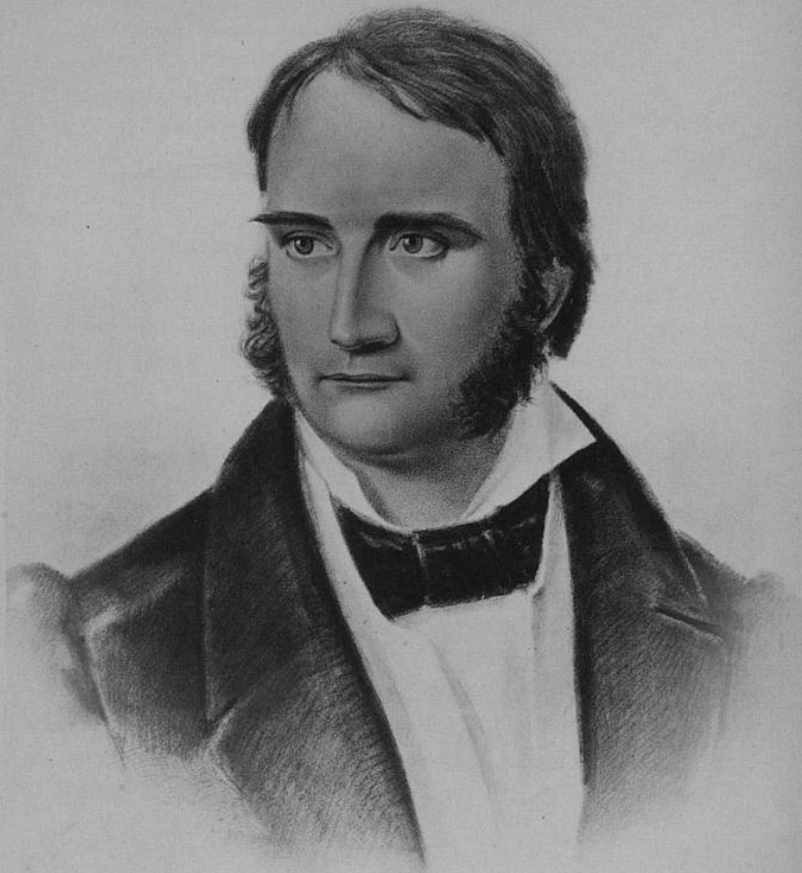
Duisburg 1837.

Julius Klinckhardt, Leipzig.



Luther, Schiller, Scharnhorst; 18. Oktober, 18. Januar; Turnen: militärische Zucht. Kränzchen."

An Versuchen, ihn in Duisburg zu halten, fehlte es nicht, doch waren sie um so weniger erfolgreich, als ihm sich gleichzeitig die Aussicht eröffnete, Nachfolger des nach Berlin ins Ministerium berufenen Schulraths Eilers in Koblenz zu werden. So hat er sein Amt in Elberfeld in Wirklichkeit nicht angetreten. Unter dem 12. Oktober 1841 wurde er von der Übernahme des Directorats entbunden; seine Ernennung zum Regierungs- und Schulrath datirt vom 30. September; Mitte Oktober siedelte er nach Koblenz über.



Duisburg 1837.

Julius Klinkhardt, Leipzig.



